

Thomas Krug  
Der Träger des Steins

Für Lukas geschrieben  
Kevin gewidmet

**Thomas Krug**  
**Der Träger des Steins**

Wie aus fernen Ländern hörte ich die Stimme  
Die mir sang das Lied aus den Herzen der Menschen  
Wie im Traume sah ich die Liebe des Herzens  
Auf den Flügeln des Seins hinwegschweben  
Sie verlor sich in den unendlichen Weiten der Ewigkeit

Und ich hob meine Augen empor  
Zu den Sternen des nächtlichen Himmels  
Doch die Myriaden von Lichtern in den Tiefen des Raumes  
Erwiderten meinen Blick nicht

Da senkte ich mein Haupt zur Erde

Der Boden des Lebens war durchtränkt  
Mit dem Schweiß der vergeblichen Mühen  
Mit den Tränen der Leidenden  
Mit dem Blut der Unschuldigen

Und ich sah in den Spiegel  
Ich, der ich ein Namenloser bin

## Lukas aus dem Mirrewald

Der Mirrewald lag still da. Die Sonne neigte sich fernab am Horizont in matt schimmerndem, rötlichem Licht dem Ende ihrer Bahn zu. Der Tag wich allmählich der einsetzenden winterlichen Abenddämmerung. Zögernd noch, fast zaghaft, senkten sich in luftig-leichtem, leisem Tanz die ersten, vereinzelt Schneeflocken auf Berge und Täler, auf die Wipfel der Tannen und Fichten, auf Buchen, Eichen und Erlen, auf Gras und Moos. Kein Wind wehte. Mehr und mehr Schneeflocken fielen herab und umhüllten den Wald mit seinem winterlichen Kleid. Die Schatten der weiter entfernten, hohen, schnee- und eisbedeckten Berge im Westen tauchten das kleine, von dicht bewaldeten Hügeln eingeschlossene Tal bereits in Dunkelheit.

Die meiste Zeit des Jahres plätscherte dort der Mirrebach, von den Hochlagen des Mirregebirges kommend, mit seinem kristallklaren Wasser in zahlreichen Windungen munter den tiefer gelegenen Regionen zu. Nun jedoch ruhte er unter einer Decke aus Eis. Den Bach entlang verlief ein Pfad, der aus dem Wald heraustrat und sich von den Höhen hinab in das kleine Tal schlängelte, um dort durch die bereits tief verschneiten Wiesen auf einen Tannenhain zuzulaufen. Hier trennte er sich von seinem Begleiter für ein kurzes Stück und führte geradewegs in das Wäldchen hinein. Der Mirrebach hatte es sich anders überlegt und machte eine Linksschleife um den Hain. Hohe, dicht stehende Tannen säumten den Weg, der nach wenigen Metern in mehreren steilen Windungen abfiel, um alsbald wieder emporzusteigen und auf der gegenüber liegenden Seite sich erneut mit dem Mirrebach zu vereinen. Unten auf dem Grund umschloss der Hain eine kleine Wiese, in deren Mitte ein Haus stand. Klein war das Haus, riedgedeckt und mit Wänden aus dem Ton der Erde. Unscheinbar wirkte es, ja beinahe unsichtbar, eher wie eine unauffällige und doch zugleich sonderbare Ausgestaltung des Waldes, ein merkwürdiges und doch gleichzeitig selbstverständliches, dem Boden entsprossenes Gewächs. Es stand ei-

gentlich gar nicht da, denn es wirkte, als wäre es schon immer da gewesen. Unablässig fiel in feinen Flocken undurchdringlich dicht der Schnee. Er packte das Haus in dicke weiße Watte und hielt längst alle Spuren tief unter sich verborgen. Durch die Fenster drang von innen der warme Schein eines Kaminfeuers.

Mirre mit den rötlichen Lockenhaaren sah von ihrem Buch auf und lauschte aufmerksam. War da nicht eben ein Geräusch gewesen, ein kaum wahrnehmbarer, seltsamer Laut? Oder hatte sie sich getäuscht? Sie schaute zu Aibur, ihrem Raben, hinüber. Der hockte auf der warmen Fensterbank und spähte in die Nacht hinaus. Aibur drehte sich zu ihr um. Seinem Blick entnahm Mirre, dass sie sich nicht geirrt hatte. Aber was konnte das gewesen sein? Sie sprang auf und eilte ans Fenster.

»Ein Menschenkind«, krächzte der Rabe.

»Ja, tatsächlich!«, bestätigte Mirre und rannte zur Tür, riss sie auf und stürzte hinaus in das kalte Meer der wirbelnden Schneeflocken. Nach wenigen Metern erreichte sie den inneren Saum der Tannen.

Aibur verließ seinen Platz nicht, doch verfolgte er alles mit seinen scharfen Augen. Er sah, wie Mirre sich bückte und das kleine Paket vom Waldboden aufhob, und, es an sich haltend, mit hastigen Schritten ins Haus zurückgeeilt kam. Behutsam befreite sie das Bündel vom Schnee und legte es aufs Sofa.

Heraus guckte ein kleiner, hochroter Kopf, der teils zornig schreiend, teils fröstelnd und bibbernd und schließlich ängstlich wimmernd nicht richtig wusste, wohin er schauen sollte.

»Was nun?«, fragte Aibur.

»Nun, wir werden erst einmal etwas Warmes zu trinken machen und währenddessen nachsehen, ob es Erfrierungen hat.«

Mirre setzte Milch auf und entblätterte mehrere Decken, in die der Körper des kleinen, schwarzhaarigen Lockenkopfes eingehüllt war.

»Ein Junge«, bemerkte Aibur.

Mirre untersuchte den kleinen Körper genau.

»Keine Erfrierungen, keine Verletzungen«, stellte sie erleichtert fest, »und auch sonst scheint es ihm, wenn man die Umstände berücksichtigt, nicht schlecht zu gehen.«

»Er war sehr gut eingepackt und hat wohl auch noch nicht lange draußen gelegen«, ergänzte Aibur.

»Und dennoch ist es eine schändliche Tat, einfach einen Säugling im tiefsten Winter mitten im Wald ganz alleine auszusetzen! Wer kann so etwas getan haben?«

»Wir wissen es nicht«, stellte der Rabe fest.

»Vielleicht kannst du die Spur zurückverfolgen, Aibur?«

Der Rabe machte ein wenig begeistertes Gesicht.

»Hast du eine gesehen?«

»Nein, aber ich habe auch nicht darauf geachtet.«

»Aber ich«, betonte Aibur, »ich habe gesehen, dass keine Spuren zu sehen sind.«

»Wie schade, dass du nicht schon früher am Fenster saßest.«

»Der Junge trägt ein ledernes Band mit einem blauen Stein um den Hals«, bemerkte Aibur.

Mirre legte eine Hand unter das kleine Köpfchen, hob es sachte und zog das Band vorsichtig darüber. Der kleine Junge ließ es sich gefallen. Er hatte aufgehört zu weinen und verfolgte aufmerksam Mirres Handlungen. Mirre nahm ein kleines, hölzernes Schmuckkästchen aus dem Küchenschrank und legte den Stein hinein.

»Das können wir uns immer noch ansehen«, meinte sie und legte das Kästchen zurück in den Schrank.

»Im Moment muss ich mich um unseren Findling kümmern.«

»Dort wird es wohl noch einige Zeit bleiben«, bemerkte der Rabe.

»Ja, ich denke auch. Der Winter ist hart und der Weg hinunter ins Grünland für die nächsten Monate unpassierbar«, bestätigte Mirre.

»Jedenfalls mit einem Baby.«

»Wir werden es erst einmal hier behalten, bis der Frühling kommt. Dann werden wir weitersehen.«

»Es braucht einen Namen«, meinte der Rabe.

»Ja, Aibur, wir sollten ihm einen Namen geben, wenn der kleine Mann nun wohl längere Zeit unser Gast ist. Hast du einen Vorschlag?«

Der Rabe dachte längere Zeit nach. Während Mirre bereits dem in ihren Armen liegenden Jungen von der warmen Milch gab, krächzte er ganz unvermittelt:

»Luuuu-kas.«

Lukas fuhr zusammen, seine Stirn umwölkte sich, und er setzte zum Weinen an.

Mirre nahm ihn hoch und hielt ihn ganz dicht an sich.

Er beruhigte sich wieder.

»Wie kommst du auf diesen Namen?«, wollte Mirre wissen.

»Hört sich gut an, wenn ich ihn ausspreche«, antwortete der Rabe und blickte gleichzeitig ein wenig schuld- bewusst zu Lukas hinüber.

Mirre schmunzelte, streichelte dem kleinen Bübchen sanft über die Stirn, legte es auf das Sofa und beugte sich zu ihm hinab. Sie gab ihm einen zarten Kuss auf die Stirn und sagte:

»Du hast nicht gerade einen guten Start ins Leben gehabt. Doch das soll nun anders werden. Hab' keine Angst, wir sind deine Freunde. Du darfst, so lange du willst, bei uns bleiben. Denn wir können dich jetzt nicht nach Kirwil ins Grünland bringen, weil der Winter so hart ist. Im Frühling dürfen wir dich nicht wieder hergeben, denn bis dahin wirst du uns lieb gewonnen haben. Und wir werden es dann auch nicht mehr übers Herz bringen können.«

»Du bringst es schon jetzt nicht mehr übers Herz«, sagte Aibur.

»Luuu-kas«, krächzte der Rabe erneut, diesmal etwas leiser und noch leiser:

»Luu-kas, Lukas.«

Lukas wandte ihm seinen Kopf zu und lächelte zum ersten Mal.

»Verzeihung«, entschuldigte sich Aibur, »ich musste noch üben.«

Mirre, die Buntmirre, Wald- und Kräutermirre, kümmernte sich zwar wie bisher um die Pflanzen und Kräuter



des Waldes, vor allem aber war sie dem kleinen Lukas eine Mutter. Viele Stunden verbrachte sie mit ihm auf dem Arm und sang mit ihrer schönen, klaren Stimme Lieder, die erzählten von den Pflanzen und Tieren des Mirrewaldes, vom Mirrebach, von den großen und mächtigen Tannen, dem blühenden Laubwald und den Frühlingsblumen auf den grünen Auen, von den köstlichen Waldfrüchten, vom Zwitschern der Vögel und vom Leben der Tiere. Von den hohen, unnahbaren Gipfeln im Westen sprachen die Lieder ebenso wie von dem Weg in die Niederungen des Graslandes. Und Lukas lauschte immer ganz andächtig, ja beinahe vornehm ihrer Stimme, die klang wie das Zwitschern der Vögel im Walde bei Sonnenaufgang und die so zärtlich und weich war wie Mirres anmutig federnder Gang auf dem samtenen, moosbedeckten Waldboden.

Heitere Lieder sang sie, und ihre Augen leuchteten in freudiger Schönheit. Lieder der Stille sang sie und ihr schimmernder Blick umhüllte ihn. Für Lukas aber war es, als ob die Bäume des Waldes, die Pflanzen und Gräser der Wiesen, der Duft der Blumen und Kräuter, die Tiere, ja sogar die Felsen der Berge zu ihm sängen.

Es kam der Tag, an dem er erstmals alleine in den Wald zog, um für Mirre Kräuter zu sammeln. Es war ein schöner, heller Frühlingsmorgen. Die Sonne schaute gerade über die schneebedeckten Gipfel des Mirregebirges ins Tal hinein, als Lukas fröhlich durch den Tannenhain wanderte. Blumen blühten, und er nahm den sanften Duft ihrer im Morgentau schimmernden, zarten Blüten in sich auf. Er atmete tief die klare, wundervolle Luft des Waldes ein. Das Gras unter seinen Füßen war noch kühl, und der Waldboden atmete weich.

Er brauchte nicht weit zu gehen, denn jenseits des Haines wuchsen die verschiedensten Kräuter und Pilze. Mirre hatte Lukas in der Kunst der Kräuter und Pilze unterrichtet. So konnte er die guten von den verdorbenen, die schmackhaften von den nur essbaren und die essbaren von den giftigen Pilzen wohl unterscheiden. Es dauerte nicht lange, da hatte er seinen Korb gefüllt und schickte sich an, den Heimweg anzutreten.

Da vernahm er in der Ferne das kaum hörbare Wiehern eines Wildpferdes. Manches Mal schon hatte dieses entfernte Wiehern seine Ausflüge mit Mirre begleitet, doch noch nie hatte er das Tier zu Gesicht bekommen. Beim ersten Mal, als er es vernahm, hielt er einen Moment lang inne. Klang es nicht wie ein Ruf in seinen Ohren oder täuschte ihn sein Gefühl?

»Was ist das?«, hatte er Mirre gefragt.

Und Mirre hatte ihm geantwortet:

»Das ist das Wiehern Arafax', des schwarzen Leithestes der Wildpferde des Graslandes. Du hörst es zwar leise, aber seine Stimme ist mächtig. Er ist stark und groß von Gestalt und hat einen unbezähmbaren Willen. Kein Pferd vermag ihm zu folgen, denn er ist ausdauernder und schneller als alle anderen, schneller sogar als die Pferde der Schnittersteppe. Doch manchmal kann er auch gefährlich sein. Drum höre nicht hin und meide den Ruf des mächtigen Königs der Wildpferde. Niemand hat sich je an Arafax herangetraut, und erst recht hat niemand ihn jemals geritten.«

Die Ehrfurcht vor dem großen schwarzen Hengst wuchs in Lukas. Für lange Zeit vernahm er das Wiehern Arafax' mit großem Respekt. Doch allmählich wuchs in ihm eine innere Unruhe. Der Ruf des Königs der Wildpferde schien ihn mehr und mehr zu drängen, ihm Folge zu leisten.

Jetzt, wo er zum ersten Mal allein im Wald war, lauschte er dem Klang des Wieherns lange nach. Wieder vernahm er den Ruf. Ein Ruf an ihn, dem er folgen sollte, ja folgen musste und dem er zu seinem eigenen Erstaunen nun auch folgen wollte.

Ein Wunsch war in ihm geboren, ein Wunsch, der seine Bewunderung und seine Furcht überstieg, der sich mit dem Befehl des Rufes vereinte und ihm an Intensität ebenbürtig war, ein Wunsch, der zu einem inneren Zwang wurde und ihn nun nicht mehr losließ.

Lukas seufzte und fragte sich, wie weit entfernt Arafax wohl grasen mochte. Er atmete tief durch und machte sich zurück auf den Weg zum Mirrehaus.

»Schon oft haben wir das Wiehern Arafax' gehört, wie weit ist er von uns entfernt?«, fragte er Mirre.

»Das kommt ganz darauf an, wo er sich gerade aufhält«, antwortete Mirre. »Er durchstreift mit seiner Herde weite Landstriche des Graslandes unterhalb des Mirrewaldes, wo breite Täler mit weiten Flächen von sanften, lieblichen Hügeln umsäumt werden.«

Und Aibur erklärte: »Im günstigsten Fall eine Zweitagewanderung weit oder zwei Flugstunden lang, im ungünstigsten Fall finden wir ihn überhaupt nicht.«

»Morgen werde ich mich zu ihm auf den Weg machen«, rief Lukas plötzlich in freudiger Erwartung aus.

Mirre schwieg einen Moment lang.

»Ich weiß«, sagte sie schließlich, »dass es dich zu Arafax hinzieht, mehr noch, dass du dem Ruf deines Herzens und vielleicht auch einer höheren Stimme folgen wirst. Ich weiß es so, wie meine Füße den Weg wissen. Und ich fühle, dass die Zeit reif dazu ist. Ich lasse meinen Blick schweifen und sehe keine Gefahr für dich im Mirrewald. Was aber dahinter kommt, kann ich nicht erkennen, denn die Grenzen des Mirrewaldes sind auch meine Grenzen. Doch lasse ich dich frohen Herzens ziehen, denn ich möchte, dass du den Weg deiner Bestimmung gehst. Arafax ist schnell und durchstreift weite Ebenen. Alleine zu Fuß wird es unmöglich für dich sein, ihn zu finden. Deswegen bitte ich Aibur, voraus zu fliegen und Arafax zu suchen. Wenn er bald losfliegt, wird er Arafax vielleicht noch heute finden.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, entgegnete der Rabe.

»Kommt Aibur bis morgen früh nicht zurück, so musst du alleine losziehen, Lukas. Dann solltest du dem Mirrebach abwärts zum Grasland hin folgen. Hat Aibur Arafax gefunden, so kommt er dir längs des Mirrebaches entgegen. Dort, wo der Mirrewald endet, ist der Mirrebach bereits zu einem reißenden Fluss geworden, der von einer steilen Klippe als tosender Wasserfall hinab ins Grasland stürzt, um danach als Lunen, wie ihn die Bauern des Grünlandes nennen, in ruhigen Schleifen

seines Weges zu ziehen. Bist du Aibur bis dahin nicht begegnet, so warte dort an den Mirrebachfällen auf ihn.«

Aibur führte eine kurze Inspizierung seiner Flügel durch und schwang sich auf die Fensterbank.

»Na los, worauf wartest du?«, sagte er zu Lukas hin gewandt.

Lukas ging zum Fenster und öffnete es.

»So schnell geht es los, Aibur?«, fragte er.

»Es kann dauern, bis ich Arafax gefunden habe, sehr lange dauern«, antwortete der Rabe.

»Da du dich morgen früh auf den Weg machen willst, ist es am besten, wenn ich jetzt losfliege, sonst bist du womöglich schon in der Wüste Gaan und ich habe den Riesenhengst immer noch nicht gefunden.«

Der Rabe schlug mit den Flügeln, dann erhob er sich in die Lüfte und schwang sich davon.

»Ich danke dir«, rief ihm Lukas nach.

»Wer weiß, ob du wirklich Grund dafür haben wirst«, gab Aibur zurück.

Dann war er hinter den Wipfeln des Tannenhains verschwunden.

Später am Nachmittag packte Lukas seinen Rucksack vor allem mit warmer Kleidung, denn zu dieser Zeit, im April, konnte es auch weiter unten im Mirrewald durchaus noch frostige Nächte und sogar Schnee geben. Auch nahm er sein Klappmesser und einen Feuerstein mit und holte ein längeres Seil, das er zusammenrollte und außen am Rucksack befestigte.

Hatte er etwa vor, Arafax einzufangen? Einen Moment lang starrte er verwirrt das Seil an und zuckte dann mit den Schultern. Sollte kommen, was kommen musste, es würde sich ja bald zeigen.

In der Nacht tat er lange kein Auge zu, zu viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf, zu aufgeregt war er. Es kam ihm nun so vor, als ob er sich auf ein Abenteuer einlassen würde, dessen Ausgang ihm höchst ungewiss erschien. Doch schließlich, spät in der Nacht, übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief endlich ein. In dieser Nacht hatte er einen Traum:

Die Zeit war gedehnt wie der Raum unter einer Lupe. In langsamem Rhythmus ritt er durch eine fremde Gegend. Verschwommen nahm er den Boden unter seinen Füßen wahr. Dort schienen rötliche und braune Kräuter zu wachsen, die wohl teilweise blühten und sich hier und da mit Grasbüscheln und bemoosten Felsblöcken abzuwechseln schienen. Er wollte den Kopf heben, doch er vermochte es nicht. Er wollte seine Arme bewegen, doch er konnte es nicht. Vage nahm er wahr, dass er nicht allein war. Er ritt inmitten einer kleinen Schar ernster Gesichter. Unter ihnen war eine Frau. Sie lächelte ihm zu. Sie hielt ihr Ross an, und wie auf ein stilles Kommando hin blieben die anderen Pferde stehen, auch das große und, wie er nun sah, schwarze Pferd, auf dem er ritt. Zwei Männer kamen unendlich langsam auf ihn zu, banden ihn los und hoben ihn aus dem Sattel. »Wer seid ihr?«, fragte er. Doch sie schienen ihn nicht zu hören. Er wiederholte die Frage. Doch sie antworteten ihm nicht. Zwei andere Männer entfalteten eine Decke, und er wurde behutsam darauf abgelegt. Die Männer sprachen untereinander, doch er sah nur die lautlose Bewegung ihrer Lippen. Die Frau kam hinzu, beugte sich über ihn und flößte ihm etwas ein, das ihm wohl tat. Erst jetzt, wo er nachließ, bemerkte er den Schmerz. Offenbar war er verletzt, denn die Frau schien eine Wunde an seinem Körper zu versorgen. Als sie fertig war, neigte sie sich noch einmal über ihn und legte ein kühlendes Tuch auf seine Stirn. Und wieder lag in ihren Zügen mildes Lächeln. Er spürte, wie aus ihren Augen Zuversicht sprach, und Hoffnung begann sich in ihm auszubreiten. Da hörte er sie sprechen: »Lukas aus dem Mirrewald, hörst du mich?« Doch er konnte nicht antworten. Und wieder sprach sie: »Lukas aus dem Mirrewald, hörst du mich, hörst du mich?« Doch er vermochte keinen Laut über seine Lippen zu bringen. Die Frau erhob sich und wandte sich den anderen zu. In lautloser Stille kamen zwei Männer, setzten ihn wieder auf das Pferd und banden ihn fest. Da wieherte das Pferd. »Arafax!«, klang es in ihm. »Arafax! Arafax!«, klang es immer lauter.

Mit einem Ruck richtete Lukas sich auf. Er riss die Decke beiseite und blinzelte direkt in die Morgensonne. Geblendet hielt er eine Hand vors Gesicht. Fast glaubte er, das Wiehern Arafax' wieder zu hören.

Nach einem ausgiebigen Frühstück, währenddessen Lukas seinen Traum erzählte, schulterte er seinen Rucksack. Mirre war fröhlich wie immer, und Lukas bemerkte die hinter ihren leuchtenden Augen verborgene Nachdenklichkeit nicht. Er stand bereits an der Türschwelle und schaute hinaus in einen kühlen, sonnigen Aprilmorgen.

»Ich möchte dir auf deiner Suche nach Arafax etwas mitgeben«, sagte Mirre zum Abschied. Sie zog einen lederen Beutel hervor und überreichte ihn Lukas.

»Bedenke Goldmirre! Wenn dir etwas zustoßen sollte, so erinnere dich, dass es das Heilkraut der Kräutermirre, deiner Mirre ist. Ist die Verletzung äußerlich, so mache einen Umschlag um die verwundete Stelle. Ist die Verletzung innerlich, so bereite einen heißen Tee mit Goldmirre zu. Und ist dein Geist betrübt, so zerbreche einige Blätter über dampfendem Wasser und gib sie hinzu. Atme den Duft Goldmirres ein, und dein innerer Zustand wird sich erheben.«

Lukas nickte.

»Bevor du gehst, Lukas, muss ich dir noch etwas sagen, denn es kann sein, dass du für lange Zeit fort bist. Mein Herz sagt mir, dass du es jetzt wissen musst.«

»Was ist es, Mirre? Sag' es mir!«

»Ich habe immer versucht, wie eine Mutter zu dir zu sein«, fuhr Mirre fort.

»Aber du warst doch eine wundervolle Mutter!«, unterbrach sie Lukas.

»Ja, ich war wie eine Mutter zu dir. Aber ich bin nicht deine Mutter.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, doch dann lächelte Lukas und sprach:

»Was soll's. Ob du meine Mutter bist oder wie eine Mutter zu mir gewesen bist, was spielt das für eine Rol-

le? Ich fühle mich glücklich, und ich danke dir für all das, was du mir gegeben hast.«

»Es freut mich, dass du es so sehen kannst, und ich bin sehr erleichtert darüber. So lass dir denn berichten, dass du vor Jahren an einem kalten Winterabend vor unserem Haus gefunden wurdest. Der Schnee fiel dicht und hatte alle Spuren unter sich begraben, so dass wir nicht wissen, woher du kommst.«

»Eine wunderliche Geschichte«, bemerkte Lukas, »aber eine erfreuliche, denn ihr naht mich ja auf.«

Mirre nickte. Sie ging zum Schrank und holte das Schmuckkästchen hervor. Sie öffnete es und nahm das lederne Band mit dem bläulichen Stein heraus. Nachdenklich betrachtete sie den Stein, dann sagte sie:

»Diesen Stein trugst du, als wir dich fanden. Jetzt, wo du auf die Suche nach Arafax gehst, möchte ich ihn dir zurückgeben, auf dass er deinen Weg wohl geleite und dir Glück bringe.«

Sie hängte Lukas das lederne Band mit dem Stein um und sprach weiter:

»Lass den Stein ein Zeichen unserer Verbundenheit sein. Wo immer du auch sein magst, umschließe den Stein, und ich bin mit dir. Was immer deine Ohren auch hören, deine Augen sehen und dein Herz fühlen mag, ich werde es hören, ich werde es sehen und fühlen, als wäre ich bei dir am selben Ort.«

Mit diesen Worten umarmte sie ihn und fuhr ihm zärtlich übers Haar. Sie küsste ihn sanft auf die Stirn.

»Lebe wohl, mein Lukas«, flüsterte sie.

## Arafax

Nach wenigen Metern erreichte Lukas den inneren Rand des Tannenhains, der das Mirrehaus umgab. Er trat ein in das Halbdunkel der hohen, dicht stehenden Bäume und folgte dem Weg, der sich alsbald in engen Windungen nach oben auf den äußeren Saum des Hains zubewegte, um sich dort wieder mit dem Mirrebach zu vereinen. Der Mirrebach, der erst kürzlich aus seinem Winterschlaf erwacht war, rauschte nun in übermütiger Frische munter die sanft abfallenden Hänge hinab. Lukas trat in den hellen Frühlingmorgen hinaus und wanderte forschen Schrittes durch Wiesen und Felder. Das vertraute Plätschern des Mirrebaches war von nun an sein ständiger Begleiter. Überall war das Erwachen aus der Erstarrung winterlicher Kälte spürbar, und die Fühler aufkeimenden Lebens streckten sich der Morgensonne entgegen. Laubwald wechselte bald mit taufrischen Wiesenlandschaften und hohem, dunklen Nadelwald. Hier klang alles gedämpft. Die Luft ruhte, als hätte kein Windhauch sie seit Urzeiten bewegt. Dann lichtete sich der Wald und die hoch aufgestiegene Sonne leuchtete auf weite Wiesen und Felder. Der Mirrebach rauschte in zahlreichen kleineren Stufen und Windungen den tiefer gelegenen Waldregionen entgegen.

Lukas hörte den heiseren Schrei eines Adlers über sich. Er blickte empor und sah in großer Höhe den König der Lüfte mit mächtigem Flügelschlag dem Hochgebirge entgegenfliegen. Er hielt inne und blickte ihm nach, bis er als kleiner Punkt am westlichen Horizont verschwand. Er dachte an Aibur. Ob er Arafax gefunden hatte? Er hielt Ausschau, doch konnte er nichts von dem Raben entdecken. Nun ja, es war ja auch erst der erste Tag seiner Suche. Der nächste Tag würde ihn weiter bringen. Er hoffte, dem Raben dann zu begegnen.

Dunkelheit umgab ihn, und es wurde empfindlich kühl. Lukas hüllte sich in eine Wolledecke. Er erinnerte sich daran, was Mirre ihm erzählt hatte über den Tag, als er gefunden wurde. Seine rechte Hand umfasste den blauen Stein. Er schloss die Augen und schlief ein.



Langsam zogen graue Wolken auf, und ein leichter, aber kalter Wind fuhr über die Wipfel des Waldes. Es begann zu schneien. Der Winter streckte seinen langen Arm in die tieferen Regionen des Mirregebirges aus und brachte den aufkeimenden Frühling noch einmal zum Schweigen.

Am nächsten Morgen wachte Lukas in einer tief verschneiten Winterlandschaft auf. Er hatte es nun eiliger, denn es drängte ihn jetzt mehr und mehr, die Mirrebachfälle zu erreichen. Doch durch den hohen Schnee ging es nur langsam voran. Von Zeit zu Zeit blickte er zum Himmel auf. Aber nach wie vor war von Aibur nichts zu sehen. Nun, dachte er, dann wird Arafax ziemlich weit weg von hier sein, sonst wäre Aibur schon zurück. Und er stellte sich den großen König der Wildpferde vor, wie er weit, weit entfernt das Grasland durchstreifte. Ob er ihn jemals zu Gesicht bekommen würde?

Zwei Mal sah er den Adler hoch in den Lüften, und es schien ihm, dass er weiß war. Plötzlich sah er von Osten her eine dunkle Wolke heraufziehen. Rasch kam sie näher. Er konnte erkennen, dass es eine Schar großer schwarzer Vögel sein musste. Sie flogen hoch, doch nicht so hoch wie zuvor der Adler. Schnell flogen sie, als ob sie etwas verfolgten. Kurz bevor sie hinter einem Berggipfel verschwanden, konnte er erkennen, dass die Schar sich teilte. Ein Teil flog nun tiefer, während der andere die Flughöhe beibehielt. Lukas hatte ein un gutes Gefühl und dachte an Aibur. Was, wenn Aibur es war, den sie verfolgten? Er machte sich zum ersten Mal Sorgen um seinen gefiederten Freund.

Das Land wurde nach und nach wieder grün. Als ein weiteres Mal die Abenddämmerung hereinbrach, schlug Lukas sein zweites Nachtlager auf und entfachte ein Feuer. Er war hungrig und aß den Rest seiner Vorräte auf. Dann lehnte er sich zurück. Es war ihm, als ob er ein leises, entferntes Rauschen vernehme. Waren das bereits die Mirrebachfälle? War er schon so weit gekommen? Oder hatte er sich getäuscht, klang in seinen Ohren nur sein eigener Wunsch? Nein, er hatte sich

nicht getäuscht. Kaum hörbar war der Mirrebachsturz zu erahnen. Lukas wusste, dass er in unmittelbarer Nähe des Sees Mirromir sein musste. Mirre hatte ihm von seinem kristallklaren Wasser erzählt, das von köstlicher Frische war und in dem sich, wenn der See in Windstille ruhig dalag, alles in einem tiefdunklen Blau spiegelte. Er erhob sich und trat hinaus auf eine große Lichtung. Die Nacht war sternenklar und windstill. Das leise Wispern des entfernten Wasserfalls schwebte wie ein zarter Hauch über dem Schweigen des Waldes. Mirromir lag vor ihm. Er trat heran und beugte sich vor. Der See ruhte. Einem Spiegel gleich warf er das Mondlicht zurück. Lukas blickte hinunter. Es war, als durchdringe sein Blick die Tiefen des Raumes. Er sah Myriaden von Sternen, die in langsamem Tanz um einen Mittelpunkt zu kreisen begannen, der er selbst zu sein schien. Gleichzeitig hatte er das Gefühl, sich in unendliche Weiten zu verlieren. Der Wirbel der Welten begann, sich schneller und schneller zu drehen, rollte auf ihn zu und zog ihn einem Strudel gleich in sich hinein. Der Sog wurde stärker und stärker, und die Massen der Sterne stürzten auf ihn hernieder. Sie durchdrangen ihn wie ein gewaltiger Strom. Mit einem Mal verfinsterte sich der See und der Sternenwirbel erlosch. Finsternis, dunkler als die schwärzeste Nacht breitete sich aus. Das Licht des Sternenkarussells wurde in einem erneuten, gewaltigen Sog aus ihm herausgezogen. Er spürte, wie dieses Ziehen mehr und mehr von ihm Besitz ergriff. Er stand ungeschützt da, hilflos und nackt. Es drohte, ihn in Stücke zu zerreißen. Seine Hand umklammerte den Stein. »Deine Augen! Deine Augen! Sieh nicht hin! Du darfst nicht hinsehen!«, hörte er eine innere Stimme. Lukas schrie auf, verdeckte seine Augen und wandte sich abrupt ab. Er stürzte davon und erreichte den Wald.

Was hatte das alles zu bedeuten? Er konnte es sich nicht erklären. Er hatte das Gefühl, dass etwas Fremdes, Unheimliches mit ihm in Berührung gekommen war. Er dachte an die Stimme, die er gehört hatte. War es die Stimme Mirres gewesen? Oder hatte sie ihn nur an Mirre erinnert? Er betrachtete nachdenklich den Stein.

Dann fuhr sein Blick empor zu den Sternen, die unbeweglich am Firmament standen, und er schlief ein.

Stürmischer Wind rauschte durch die Bäume des Mirrewaldes und weckte Lukas schon früh am Morgen. Graue Wolken trieben eilig am Himmel entlang und es begann, in Strömen zu regnen. Lukas machte sich rasch auf den Weg. Nach und nach lichtete sich der Wald, und die mächtigen Tannen wichen zusehends kleinerem, dünnstämmigerem Laubwald. Die letzten Ausläufer des Mirrewaldes neigten sich allmählich der Ebene zu. Das Rauschen der Mirrebachfälle war nun deutlich zu hören und übertönte das Heulen des sturmbelegten Waldes mehr und mehr. Der Mirrebach schoss in großer Eile dem Tiefland entgegen. Lukas hatte die letzten Bäume hinter sich gelassen und wanderte durch eine Wiesenlandschaft voll kleiner Büsche. Doch auch diese kamen bald zu einem Ende. Die Wiesen wurden abgelöst durch moosbedeckte Felsbuckel, zwischen denen hier und dort Grasbüschel wuchsen. Die Mirrebachfälle konnten nicht mehr weit entfernt sein. In das Brausen des nahen Wasserfalls mischte sich das Gekreische von Möwen, die, vom Sturm auf- und niedergepeitscht, immer wieder in die Tiefe hinunter zum Wasser schossen. Nur noch wenige Schritte weiter schien die Landschaft plötzlich zu enden. Lukas trat vor und blickte hinunter. Über zahlreiche Stufen hinweg schoss der Mirrebach, nun bereits ein reißender Fluss, tosend in eine Tiefe, deren Grund nicht zu erkennen war. Der Wasserfall stürzte mit Donnergetöse hinunter ins Grasland und weiße Gischt peitschte sturmgetrieben durch die Luft. Er hatte sein Ziel erreicht, doch Aibur war nicht gekommen. Weitergehen konnte er nicht, denn er wusste nicht, ob Aibur sich nach Süden oder Norden gewandt hatte. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten.

Am nächsten Tag hielt Lukas die ganze Zeit über Ausschau nach Aibur. Doch der Rabe ließ sich nicht blicken. Als der Abend hereinbrach, beschloss er, nicht länger zu warten, sondern am nächsten Tag mit der Suche nach dem Raben zu beginnen.

Der Regen hatte aufgehört und der Sturm hatte sich gelegt, als Lukas sich am nächsten Morgen aufmachte. Er folgte einem Pfad, der in einiger Entfernung von den Mirrebachfällen in zahlreichen steilen Windungen die Felsen hinab ins Grasland führte. Unten näherte sich der Weg dem nun in breitem Strom dahin fließenden Lunen und begleitete den Fluss in östliche Richtung. Lukas blickte nur noch selten zum Himmel empor, denn er hoffte nicht mehr, den Raben in den Lüften zu entdecken. Außerdem würde Aibur ihn dann wohl zuerst sehen. Er brauchte sich nicht darum zu sorgen, dass der Rabe ihn hier, mitten im freien, flachen Land nicht finden könnte. Er suchte mehr nach Spuren auf dem Weg und am Wegesrand. Nach einiger Zeit sah er, dass er sich auf eine Weggabelung zubewegte. Nach Norden hin verlief ein Pfad auf den Lunen zu und überquerte ihn auf einer Holzbrücke, während ein anderer Pfad sich in entgegengesetzter Richtung nach Süden hin verlor. Wohin sollte er sich nun wenden? Seine Schritte verlangsamten sich. Er hatte die Gabelung fast erreicht. Gedankenversunken haftete sein Blick auf dem staubigen Boden des Weges. Da sah er, dass jemand eine schmale Spur auf dem Weg gezogen hatte. Daneben waren Abdrücke von Rabenfüßen. Ein Zeichen, dachte er aufgeregt, ein Zeichen von Aibur! Eilig folgte er der Spur, die unverkennbar dem rechten Weg nach Süden folgte. Nach wenigen Metern hörte sie so abrupt auf, wie sie begonnen hatte. Er sah Abdrücke von mehreren großen Vogelkrallen, die sich mit der Spur Aiburs vermischten. Es mussten riesige Vögel sein. Er befürchtete das Schlimmste für Aibur. Er folgte dem Weg ein Stück in Richtung Süden, um nach weiteren Zeichen zu suchen, doch er konnte nichts entdecken, Er hielt inne. Was sollte er nun tun? Sollte er dem Weg nach Süden folgen und dort weiter nach Aibur suchen oder sollte er seine Suche aufgeben? Wenn es einen Kampf gegeben hatte und die großen Vögel Aibur getötet hatten, um ihn dann mit sich fort zutragen, dann konnte er seinem Freund nicht mehr helfen. Doch dafür gab es eigentlich keine Anhaltspunkte. Nirgendwo war Blut zu sehen,

noch nicht einmal zerrupftes Gefieder. Ja, eigentlich, wenn er es sich recht überlegte, hatte er nicht den geringsten Grund anzunehmen, dass es überhaupt einen Kampf gegeben hatte. Wahrscheinlich war Aibur den großen Vögeln entkommen. Aber in welche Richtung? Er ging zum Endpunkt der Spur zurück und prüfte die Zeichen noch einmal genauer. Je länger er hinsah, desto mehr glaubte er, in den Spuren der großen Vögel einen Pfeil entdecken zu können, der in südliche Richtung zeigte. Oder war das nur Einbildung? Er rieb sich die Augen und schaute noch einmal hin. Er hatte sich nicht getäuscht. Aibur hatte ihm ein Zeichen gegeben, in südliche Richtung zu gehen.

Schweren Herzens und mit innerer Unruhe machte er sich auf den Weg. Die Landschaft um ihn herum war immer gleich. Überall wuchs kniehohes Gras so weit das Auge reichte. Das Grasland verdient seinen Namen zu Recht, dachte Lukas. Er war nicht gerade begeistert darüber, denn er stellte es sich als nahezu aussichtslos vor, hier außerhalb des Weges Spuren von Aibur zu entdecken. So verließ er den Pfad nicht. Er konnte nur hoffen, dass er den Raben bald finden, zumindest aber weitere Zeichen auf dem Weg entdecken würde. Stunde um Stunde verging, und noch immer hatte Lukas keine weiteren Anzeichen dafür gefunden, dass Aibur sich tatsächlich im südlichen Grasland aufhielt. Doch plötzlich stutzte er. Pferdespuren kreuzten den Weg und verliefen weiter in südöstliche Richtung. Lukas folgte den Spuren den ganzen Nachmittag lang. Erst als die Dunkelheit der Nacht ihn umgab und er fürchten musste, die Spur zu verlieren, machte er Halt. Er war müde und legte sich hin. Sofort schlief er ein.

Auch den ganzen nächsten Tag über folgte Lukas der Spur der Wildpferde, die mit den sanften Bodenwellen des Graslandes mal hierhin, mal dorthin, im Großen und Ganzen jedoch stets in Richtung Südosten verlief. Und wieder neigte sich die Abenddämmerung hernieder. Von Arafax hatte er jedoch noch nichts gesehen. Er war durstig und sein Magen knurrte. Schon lange hatte er nichts mehr zu sich genommen. Er beschloss, nach

Nahrung zu suchen. Doch das war hier nicht so einfach. Endlich, als es längst dunkel war, hatte er genug Holz zusammengetragen, um ein Feuer zu machen, und genug Nahrung gesammelt, um seinen Hunger und Durst zu mildern. Im Schein des Feuers verschlang er sein karges Mahl.

Es hatte keinen Sinn, so weiterzumachen. In der unaufhörlichen Hast der letzten Tage vergeudete er nur seine Kräfte. Er musste sich darauf einstellen, dass er noch tagelang, ja wochenlang, vielleicht letztendlich vergebens auf der Suche sein würde. Er musste sparsamer mit seinen Kräften umgehen. Er würde noch lange Zeit ganz auf sich alleine gestellt sein, denn hier im Grasland, das wusste er, gab es keine Siedlungen. Hier war das Reich der großen Herden. Er konnte nichts anderes tun, als der Spur der Wildpferde zu folgen und hoffen, dass die Herde einmal längere Zeit in einem Tal grasen würde, so dass er sie über kurz oder lang einholen konnte.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er wusste, dass er Zeit verloren hatte, doch das machte ihm nichts mehr aus. Er würde Arafax schon finden, und er hoffte wider alle Vernunft, dass Aibur bei ihm sein würde. Erneut suchte er nach Nahrung. Gegen Mittag konnte er nach einem späten Frühstück endlich aufbrechen. Er ging nun langsamer. Nach einiger Zeit lief das Grasland zum Horizont hin erstmals auf eine kleine Anhöhe zu. Lukas beschloss, den kleinen Hügel zu ersteigen, um von dort die weitere Umgebung zu überblicken. Das Wetter schien günstig, die Sicht war gut. Er hatte beinahe die Anhöhe erklommen, da vernahm er ein Geräusch, das ihm den Atem nahm. Ein Wildpferd wieherte. Er kannte dieses Wiehern nur zu gut. Er rannte die letzten Meter hinauf und blickte hinab in ein kleines Tal wenige Meter unter ihm.

»Arafax! Arafax!«, rief er und stürmte den Hang hinunter direkt auf die Herde zu, in deren Mitte ein großer, schwarzer Hengst graste. Arafax hob den Kopf und wieherte majestätisch. Als er Lukas sah, stiegen seine Vorderläufe hoch in die Luft. Mit mächtigem Galopp

setzte sich die ganze Herde mit dem schwarzen Leithengst an der Spitze in Bewegung und donnerte davon. »Arafax! Arafax!«, rief Lukas noch einmal und rannte hinterher. Schnell musste er jedoch einsehen, dass er Arafax so nicht einholen konnte. Wie töricht hatte er sich doch verhalten! Und noch etwas war ihm mit einem Schlag klar: Aibur war nicht dabei gewesen. Das bedeutete, dass die Spur der Wildpferde von jetzt ab nicht mehr seine eigene sein konnte. Er durfte Arafax nicht mehr folgen. Er beschloss, zurück zu gehen zu den Mirrebachfällen, denn nun schien ihm klar, dass Aibur dem Weg ins Mirregebirge gefolgt sein musste, und für den Fall, dass er das Mirrehaus nicht erreicht hatte, vielleicht seiner Hilfe bedurfte.

Schweren Schrittes machte Lukas sich auf den Rückweg. Grimmig und forsch schritt er aus. Tag und Nacht ging er weiter, rannte bei Zeiten, stampfte weiter und weiter und torkelte schließlich benommen ohne Ende vor sich hin, bis seine Beine ihm den Dienst versagten. Er brach zusammen. Kurz bevor die Sinne ihn verließen, war es ihm, als ob er erneut das entfernte Rauschen der Mirrebachfälle vernähme. Doch in die leise Musik des Wasserfalls mischte sich das entfernte Heulen von Wölfen.

Als er erwachte, traute er seinen Augen nicht. Träumte er oder täuschten ihn nur seine Sinne auf Grund der hinter ihm liegenden Strapazen? Ganz in der Nähe graste Arafax mit seiner Herde. Lukas stieß ein verbittertes Lachen hervor, denn was sollte er noch mit Arafax? Doch dann kam ihm ein kühner Gedanke. Arafax war schnell, ja sehr schnell. Mit ihm konnte er zumindest im unteren Bereich des Mirregebirges viel besser vorankommen als zu Fuß. Außerdem gab es beinahe keine andere Wahl, denn er würde mehrere Tage brauchen, um sich so weit gestärkt zu haben, dass er weiterziehen konnte. Doch wie hatte er sich das eigentlich vorgestellt? Arafax sein Lasso um den Hals werfen, den schwarzen Hengst bezwingen, um ihn dann im Ritt zu zähmen? Das konnte er sich nun weniger denn je vorstellen. Er wusste, dass er dem Hengst kräftemäßig

nicht gewachsen war, erst recht nicht in seinem jetzigen Zustand. Oder sollte er einfach auf Arafax zugehen, ihm freundschaftlich auf die Flanke klopfen, ein paar nette Worte zu ihm sprechen, um sich dann auf ihn zu schwingen und ihn zu reiten? Das konnte doch nicht sein Ernst sein! Nein, nein, so ging es nicht! Er betrachtete den Hengst eingehender. Merkwürdig still verhielt der sich und mit ihm die ganze Herde. Keines der Tiere fraß Gras, sondern alle standen da mit gesenkten Köpfen.

Lukas stand auf und ging langsam auf Arafax zu. Der Hengst bewegte sich nicht. Er kam bis auf wenige Schritte an ihn heran, und immer noch verhielt sich Arafax still. Da sah er, dass der König der Wildpferde verletzt war. Sein linker Hinterlauf blutete. Vorsichtig trat Lukas an ihn heran und sprach:

»Ich bin Lukas aus dem Mirrewald. Du bist verwundet. Ich habe Goldmirre, das Heilkraut der Kräutermirre. Ich will dir helfen. Wirst du stillhalten?«

Arafax wieherte mächtig, doch er zeigte keinerlei Anzeichen von Bewegung.

»Gut«, sagte Lukas, »das nehme ich als Zustimmung.«

Er hob Arafax' linken Hinterlauf hoch und untersuchte behutsam die Wunde. Dann zog er sein Messer hervor, löste das Seil und schnitt ein Stück davon ab, schüttete aus der Feldflasche etwas Wasser in seinen Trinkbecher und breitete ein kleines Tuch aus. Er sammelte Gräser und schichtete sie wenige Meter entfernt von Arafax zu einem kleinen Haufen auf. Er öffnete den kleinen Ledersack, nahm zwei Blätter Goldmirre heraus und zerrieb sie über dem Grashaufen. Dann holte er wiederum zwei Blätter Goldmirre aus dem Säckchen, zerrieb sie in das Tuch hinein und faltete es zusammen. Er kramte den Feuerstein aus seiner Tasche hervor, entzündete ein kleines Feuer und hielt den Trinkbecher darüber. Die Herde wurde unruhig, doch Lukas rief:

»Ich muss dieses Feuer machen, weil Goldmirre mit warmem Wasser besser wirkt. Habt keine Angst. Nur dieser kleine Haufen wird brennen, weil ich Goldmirre hinein getan habe. Das andere Gras ist viel zu feucht



zum Brennen. Ich werde gut aufpassen, und es wird auch nicht lange dauern.«

Nach kurzer Zeit war das Wasser warm genug. Lukas löschte rasch das Feuer. Einige Pferde wieherten erleichtert auf. Er tränkte das Tuch mit Goldmirre im warmen Wasser und legte es Arafax vorsichtig um den linken Oberschenkel. Der Hengst rollte bedrohlich mit den Augen und seine Nüstern bebten, doch er verhielt sich ruhig. Lukas wickelte einige Male das Seil darum, nicht zu fest, doch gerade straff genug, und verknotete es. Sofort spürte Arafax die lindernde Wirkung des wunderbaren Heilkrautes und wieherte dankbar auf. Lukas klopfte ihm auf den Rücken.

»Tapfer durchgehalten Arafax. Nun bist du so gut wie über den Berg. In wenigen Minuten wird der Schmerz verschwunden sein, und in ein paar Stunden wirst du wieder laufen können. Der Verband wird in den nächsten Tagen ganz von selbst abfallen, wenn die Wunde abgeschwollen ist.«

Noch einmal wieherte Arafax. Beinahe zärtlich hörte es sich an.

»Leb' wohl, König der Wildpferde. Ich muss weiter nach meinem Freund, dem Raben Aibur, suchen.«

Lukas entfernte sich von der Herde. Arafax' Ohren folgten der Richtung, in die er sich bewegte.

Aibur hatte die Wipfel des Tannenhains hinter sich gelassen und flog in den strahlend blauen Frühlingshimmel hinein nach Osten zu. Der Wald unter ihm glitt rasch dahin. Bald überflog er den See Mirromir und erreichte kurze Zeit später die Mirrebachfälle. Die Luft war klar, sodass er weit ins Grasland hinein sehen konnte. Von einer Pferdeherde konnte er jedoch nichts entdecken. Er beschloss, zunächst nach Norden zu fliegen, und ließ sich herabsinken, um auf dem Boden nach Spuren zu suchen. Eine Zeitlang flog er so dicht über der Graslandschaft dahin. Über weite Flächen wuchs hier kein Baum, kein Strauch. Nur das immergrüne, kniehohe Gras lag wie ein weiter Fächer über der Ebene und erstreckte sich bis zum Horizont. Doch er konnte

keine Spuren entdecken. Die Abenddämmerung setzte ein, und der Vogel machte sich auf die Suche nach einem Rastplatz für die Nacht. Kein leichtes Unterfangen in dieser Landschaft, wie er wusste. So musste er noch eine ganze Weile weiterfliegen, ehe er auf eine Linie von Silberpappeln stieß, die das Ufer eines Flusses säumten. Dort ließ er sich nieder. Arafax und seine Herde mussten schon seit längerem in den südlichen Gefilden des Graslandes sein, denn sonst hätte er zumindest Spuren der Pferde gefunden. Am nächsten Tag würde er umdrehen und nach Süden fliegen.

Mit den ersten Farben des heraufziehenden Tages machte sich Aibur auf den Weg zurück zu den Mirrebachfällen. Ein kühler Nordwind trug ihn entlang der Ausläufer des Mirregebirges am Mirrebachsturz vorbei weiter in Richtung Süden. Er verlangsamte seinen Flug auf der Suche nach Spuren der Wildpferde. Gegen Mittag endlich hatte er die Fährte der Herde Arafax' entdeckt und folgte ihr nun mit hoher Geschwindigkeit. Es dauerte nicht lange, da sahen seine scharfen Augen in der Ferne am Horizont eine davongaloppierende Herde Wildpferde. Rasch holte er sie ein und vergewisserte sich, dass er den König der Wildpferde gefunden hatte. Arafax führte die Herde an und bewegte sich mit ihr in südlicher Richtung weiter. Aibur drehte ein paar Kreise über der Herde und schraubte sich dabei höher in die Luft. Dann machte er kehrt und flog zurück in Richtung Mirrebachfälle. Er ließ sich Zeit, denn er wusste, dass Lukas den Mirresturz frühestens am nächsten Tag erreichen konnte.

Doch da kamen die Garraks.

Zuerst bemerkte der Rabe sie nicht, so dass die großen schwarzen Vögel mit ihren messerscharfen Krallen und spitzen Säbelschnäbeln ihm schon bedenklich nahe gekommen waren. Aibur erschrak, als er die schwarzen Kreaturen hinter sich sah. Doch im nächsten Moment beruhigte er sich wieder. Er war sich seiner Sache sicher, denn er war ja schneller als seine Verfolger. Wenn seine Verfolger dies nur einmal richtig merkten, würden sie schon aufgeben. Aibur beschleunigte seinen Flug und

vergrößerte den Abstand. Er dachte daran, dass er Lukas jetzt nicht mehr anfliegen durfte. Deshalb musste er ihm ein Zeichen geben, in welcher Richtung er Arafax nach den Mirrebachfällen suchen sollte. Der Mirresturz kam in Sicht. Vom Mirregebirge aus dem Westen kommend führte ein Pfad längs des Lunens ins Grasland, der sich alsbald nach Norden und Süden hin gabelte. Aibur flog dicht über dem Weg dahin und zog mit seinen Krallen eine Linie in die erdige Oberfläche, die in einer Linkskurve auf den Gabelpunkt zulief, so dass Lukas dort sehen konnte, welchem der beiden Wege er folgen sollte. Dann machte er kehrt und flog zurück an den Punkt, wo die Linie begann. Dort ritzte er mit seinem Schnabel einen Pfeil in den Boden, der in Richtung Süden zeigte. Er hatte Zeit verloren, die schwarzen Vögel waren ihm wieder dicht auf den Fersen. Die ersten von ihnen hatten die Stelle erreicht und landeten auf dem Boden, um zum Angriff überzugehen, als der Rabe hastig aufflog. Höher und höher stieg er und beschleunigte seinen Flug. Dann schoss er hoch über den Mirrebachfällen auf den Mirrewald zu. Dort wollte er sich zwischen den Bäumen und Büschen verstecken, wohin die großen Vögel nicht folgen konnten. Doch zu seinem Erschrecken sah er, dass von einer anderen Seite kommend, ein zweiter Trupp der großen Vögel nun unter ihm herflog und ihm den Weg in die Sicherheit des Waldes versperrte. Jetzt wird es ernst, dachte er. Jetzt bleibt mir nur noch eins. Schneller und schneller flog er, mehr und mehr strengte er sich an. Doch seine Verfolger blieben ihm dicht auf den Fersen, und immer noch flog eine Gruppe der Garraks unter ihm her. Er hielt mit hoher Geschwindigkeit direkt auf das Mirrehaus zu. Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen, und er fürchtete, dass er dieses Tempo nicht mehr lange durchhalten konnte. Langsam und unerbittlich schoben sich die Verfolger an ihn heran und die zweite Schar unter ihm begann allmählich aufzusteigen. Die schlaun Stinkkreaturen hatten wohl gemerkt, dass sein Flügelschlag langsamer wurde und schickten sich nun an, ihr Opfer in die Enge zu treiben. Aber noch hielt sich Aibur, noch hat-

ten ihn die Verfolger nicht erreicht. Er war nur noch wenige Minuten vom Mirrehaus entfernt. Mit einer verzweifelten, letzten Anstrengung holte er noch einmal alles aus sich heraus und konnte für eine kurze Weile den Abstand zu den grausamen, schwarzen Vögeln halten. Der untere Trupp der Garraks war schon beinahe bis auf seine Höhe aufgestiegen, doch hatte er dadurch etwas Abstand zu Aibur hinnehmen müssen. Unter ihm lag nun der Wald frei da. Aibur ließ sich wie ein Stein vom Himmel fallen. Die Garraks fürchteten, ihr Opfer könne ihnen entkommen. Mit wütenden Schreien setzten sie dem Raben in halsbrecherischem Sturzflug nach. Aibur hielt auf die Lichtung im Tannenhain zu. Er sah undeutlich das Mirrehaus auf sich zufliegen. Dann schlug er hart wie ein Stein am Boden auf.

Im nächsten Moment waren die Garraks über ihm.

Mirre stand unter der Tür. Sie hob den rechten Arm. In der Hand hielt sie eine Pustebblume. Sie hauchte sanft. Sofort erhob sich ein Wirbelsturm, in dessen Zentrum Aibur lag. Wie mit mächtiger Hand wurden die Garraks zurückgehalten und vom Kreisel der wirbelnden Luftmassen erfasst. Schneller und schneller drehte sich der Kreisel und riss die schwarzen Vögel Papierfetzen gleich mit sich in die Höhe, bis sie nur noch kleine, schwarze Punkte am Himmel waren und schließlich ganz verschwanden. Mirre ließ die Blume fallen und schloss die Hand. Sofort legte sich der Sturm.

Sie ging auf Aibur zu, der wie tot am Boden lag, und nahm ihn mit sich ins Mirrehaus. Dann bereitete sie ihm ein Bad mit Goldmirre. Der wundervolle Duft des Heilkrautes erfüllte den Raum. Aibur öffnete die Augen. Zutraulich blickte er Mirre an, die ihm zärtlich übers Gefieder strich.

»Ich wusste gar nicht, dass du zaubern kannst«, sagte der Rabe.

»Habe ich wirklich gezaubert?«, erwiderte Mirre gedankenversunken.

Nicht ohne Wehmut machte Lukas sich auf den Weg zurück. Das Rauschen der Mirrebachfälle nahm allmäh-

lich an Intensität zu. Die Herde hatte er bereits weit hinter sich gelassen. Wieder neigte sich ein Tag dem Ende zu. Lukas schlug sein Nachtlager auf. Von Aibur hatte er keinerlei Zeichen gesehen. Aber das hatte er auch gar nicht erwartet, denn diesen Weg war er ja schon einmal in entgegengesetzter Richtung gegangen. Obwohl er an diesem Tag nur wenig Wegstrecke zurückgelegt hatte, sank er doch erschöpft nieder und schlief sofort ein.

Wie schon am Vortrag wachte er erst spät auf. Er wollte aufbrechen, da merkte er, wie der Boden unter seinen Füßen zu zittern begann. Erst ganz fein und leise, dann heftiger und heftiger. Von Süden herkommend erhob sich eine dunkle Wolke und näherte sich mit hoher Geschwindigkeit. Noch konnte er nichts erkennen, doch der Boden unter seinen Füßen bebte bereits, und er wusste, was da auf ihn zukam. In raschem Galopp näherte sich die Herde der Wildpferde. Arafax an der Spitze trug noch seinen Verband, doch sein Lauf war elegant und mühelos schnell. Die Herde donnerte an Lukas vorbei, und Arafax stieß ein heftiges Wiehern aus. Wie auf ein Kommando kam die Herde zum Stillstand. Arafax schritt langsam auf Lukas zu. Dicht vor ihm blieb er stehen und stupste Lukas um.

»Es ist nett von dir, Arafax, dass du dich bei mir bedankst, doch es ist ein bisschen stürmisch. Ich habe nur zwei Beine und stehe deshalb nicht so fest auf dem Boden wie du.« Da kam ihm plötzlich ein verwegener Gedanke. Er flüsterte Arafax etwas ins Ohr. Im nächsten Moment schwang er sich auf den großen schwarzen Hengst.

Er hielt den Atem an, was nun passieren würde. Doch es geschah nichts. Arafax stand völlig still. Der große Hengst war so verdutzt, dass jemand auf seinem Rücken saß, dass er im Moment gar nicht bei Sinnen war. Doch als er zu sich kam rief eine mächtige Stimme in ihm: »Wirf ihn ab! Was nimmt er sich heraus! Wie kann er es wagen! Niemand hat jemals und niemand wird jemals den König der Wildpferde reiten! Wirf ihn ab! Wirf ihn ab!«

»Wirf mich nicht ab!«, bat Lukas und umfasste den blauen Stein.

Der schwarze Hengst machte ein paar seitliche Schritte, so als wisse er nicht, was er tun solle. Dann wieherte er plötzlich auf und stieg mit den Vorderläufen hoch in die Luft. Nur mit großer Anstrengung gelang es Lukas, sich auf seinem Rücken zu halten. Im nächsten Moment schoss der König der Wildpferde in rasendem Galopp davon. Er wollte Lukas nun nicht mehr abwerfen, sondern eine innere Freude, die er sich selbst nicht erklären konnte, erfüllte ihn.

Lukas verschlug es den Atem.

Er wusste hinterher nicht mehr, wie es ihm gelungen war, oben zu bleiben. Als der große Hengst endlich austrabte, ließ er sich erschöpft von seinem Rücken fallen.

»Du hast mich ganz schön geschafft, mein Freund«, tadelte ihn Lukas und stand auf. »Ein Wunder, dass ich überhaupt oben geblieben bin.«

Arafax stupste ihn erneut um.

»Das scheinen deine Zärtlichkeiten zu sein. Na, ich werde mich schon daran gewöhnen«, lachte Lukas.

Er war so froh, wie er es überhaupt nicht beschreiben konnte! Sein Traum war in Erfüllung gegangen. Sein Traum? Er stutzte. Er erinnerte sich an seinen Traum mit Arafax in der Nacht, bevor er aufgebrochen war, und er wurde wieder nachdenklicher.

Die Abenddämmerung brach herein, und er schlug mit Arafax zusammen sein Nachtlager auf. Erneut schlief er erschöpft ein.

Am nächsten Morgen war Arafax unruhig. Lukas versuchte, den Hengst zu beruhigen, doch es gelang ihm nicht. Ungeduldig stampfte der König der Wildpferde umher. Lukas dachte, Arafax wäre rastlos, weil er es gewohnt war, nach Belieben ohne Reiter umherzuziehen und nicht an einer Stelle so lange zu verweilen. Doch er irrte sich. Er saß auf. Sogleich stürmte Arafax in schnellem Galopp los. Bald wusste Lukas auch warum.

Als er auf der Suche nach Aibur zum Himmel empor-schaute, sah er, dass ihnen von Nordosten her zwei

schwarze Vögel folgten. Sie waren noch ein Stück weit entfernt, doch konnte Lukas schon ermessen, dass es sich um zwei sehr große Kreaturen handeln musste. Langsam kamen sie näher. Arafax beschleunigte seinen Lauf. Eine Zeitlang blieb der Abstand gleich. Doch plötzlich bremste der Hengst mitten im Lauf so scharf ab, dass Lukas beinahe heruntergefallen wäre. Er sprang ab und sah, wie fast senkrecht über ihm zwei weitere schwarze Vögel herabstürzten. Noch ehe er sich wundern konnte, woher sie so plötzlich aufgetaucht waren, erreichten ihn die beiden anderen Verfolger und griffen ihn von hinten an. Die Krallen der Garraks fuhren messerscharf in seinen Rücken und warfen ihn zu Boden. Blitzartig zückte Lukas sein Messer und stach blindlings nach hinten auf einen der Angreifer ein. Er musste getroffen haben, denn plötzlich war ein heiser Schrei zu hören und der Griff der Krallen lockerte sich. Mit einem Ruck warf Lukas seinen Peiniger vom Rücken und sprang auf. Dieser röchelte und gab einen kurzen, hässlichen Zischlaut von sich. Dann bewegte er sich nicht mehr. Schwarzes Blut tropfte aus seinem Körper. Angewidert wandte Lukas sich ab. Da griff der zweite Vogel an. Mit einem Wutschrei, der durch Mark und Bein ging, stürzte sich das schwarze Monster auf Lukas und hackte mit seinem spitzen Schnabel auf ihn ein. Lukas taumelte zurück und stürzte erneut zu Boden. Sein Messer war ihm entfallen, und er konnte es nicht ergreifen. Er wehrte sich verbissen, doch unerbittlich hackte der große Vogel auf ihn ein. Nur am Rande bemerkte Lukas, wie Blut aus seinem Körper floss. Er sah sich einem Angreifer gegenüber, dem er nicht gewachsen war. Verzweifelt schlug er um sich, doch die schwarze Kreatur stürzte sich immer wieder aufs Neue auf ihn. Wie lange konnte er das noch durchstehen? Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen, und immer noch fuhren die messerscharfen Krallen der Bestie in seinen Körper. Plötzlich stieg ihm ein widerlicher, modriger Fäulnisgeruch in die Nase und ihm wurde speiübel. Er merkte, wie er das Bewusstsein verlor und hörte nur noch ein kurzes, sirrendes Geräusch. Dann verließen ihn die Sinne.

## Isek

Als er wieder zu sich kam, hörte er das Prasseln und Knacken brennender Zweige. Sofort sprang er auf, doch im nächsten Moment klappte er wieder zusammen.

»Du tust besser daran, erst einmal liegen zu bleiben«, sagte eine fremde Stimme.

Lukas richtete sich mühsam auf und blickte in die klaren, graublauen Augen eines Unbekannten. Der fremde Jüngling schaute ernst drein und seine Stirn zeigte eine scharfe Längsfalte.

»Wer bist du?«, fragte Lukas.

»Das werde ich dir nicht so ohne weiteres sagen, jedenfalls nicht, solange ich nicht mehr über dich weiß.«

»Ich heiße Lukas und komme aus dem Mirrewald. Ich suche nach Aibur, meinem Raben.«

»Deinen Raben hast du nicht gefunden, aber dafür haben dich die Garraks gefunden.«

Da fiel Lukas wieder ein, was geschehen war, und er schauderte. »Die Garraks? Wer sind Sie?«, fragte er ängstlich.

»Du weißt nicht, wer die Garraks sind? Nun, jedenfalls hast du eben erfahren, wie die stinkenden Aasgeier der schwarzen Hexe sind!«

Lukas dachte an den ekelhaften Gestank, den er zum Schluss noch wahrgenommen hatte und an die messerscharfen Krallen und Schnäbel der erbarmungslosen, grausamen Vögel. Plötzlich fiel ihm ein, dass Arafax ja auch angegriffen worden war. »Was ist mit Arafax? Ist er tot?«, fragte er.

Der blondlockige Jüngling zeigte hinter sich. Lukas sah Arafax in einiger Entfernung grasen. Erleichtert atmete er auf.

»Du hast ein stolzes Pferd. Wie kommst du dazu?«, fragte der andere.

»Wir haben Freundschaft geschlossen«, erwiderte Lukas.

Der blondhaarige Fremde runzelte die Stirn: »Du scheinst mir ein besonderer Bursche zu sein. Du erschlägst einen Garrak und reitest einen Hengst, der ei-



nes Königs würdig ist. Dein Pferd ist mehr eine Furie denn ein Pferd, das kann ich dir sagen! Ich habe gesehen, wie dein Hengst den dritten der Garraks zertrampelte, worauf der vierte sofort die Flucht ergriff. Hättest du deinen Hengst nicht, so wärest du jetzt wahrhaftig nicht mehr am leben. Aber das Besondere an dir ist, dass sich die Kundschafter Grungras überhaupt für dich interessieren und dich sogar angegriffen haben.«

»Du sprichst von der schwarzen Hexe und jetzt sprichst du von Grungra. Ist das ein- und dieselbe Person?«

»Ja, es ist ein- und dieselbe Person. Sie bewohnt ein Schloss mitten im Schattengebirge. Ständig fliegen ihre Kundschafter hoch in den Lüften und beobachten alles, was sich unter ihren scharfen Augen abspielt. Gegen Abend kehren sie dann zurück und erstatten ihrer Herrin Bericht.«

»Dann muss diese Grungra ja besessen davon sein, alles, was außerhalb ihres Landes vor sich geht, zu erfahren.«

»Ja, das ist in der Tat so. Bisher haben die Garraks nur beobachtet. Es ist das erste Mal, dass sie jemanden angegriffen haben. Das gibt mir zu denken.«

»Es ist wohl nicht gerade ein gutes Zeichen«, stimmte Lukas zu. In Gedanken versunken betrachtete er die in der Nähe liegenden, toten schwarzen Vögel. Da fiel ihm auf, dass einer von ihnen mit einem Pfeil durchbohrt war. »Du hast mir das Leben gerettet! Ich danke dir!«, rief er. »Mir scheint, du bist ein Gegner dieser Grungra, und du hast ja gesehen, dass mich ihre Kundschafter angegriffen haben. Willst du mir nicht deinen Namen verraten?«

»Bisher war ich nicht unbedingt ein Gegner der Schwarzen Zauberin. Ich habe nur ihre Kundschafter beobachtet, wenn auch, wie ich zugeben muss, mit einigem Unbehagen und Misstrauen. Doch dieser Vorfall jetzt stimmt mich bedenklich, sehr bedenklich.«

Er machte eine längere Pause, dann fuhr er fort: »Die Zeichen deuten darauf hin, dass ich dir vertrauen kann. Also gut: Ich bin Isek, der Sohn des alten Frieder. Und

das«, er deutete auf einen Rotfuchs, der unweit von Arafax graste, »das ist Bjelafar, mein Pferd.«

»Ich danke dir für dein Vertrauen«, sagte Lukas. »Woher kommst du?«

»Ich wohne in Kirwil im Grünland«, erwiderte Isek.

»Und wie kommst du hierhin, das Grünland ist doch weit weg von hier?«

»Nicht so weit, wie du denkst«, entgegnete Isek. »Nur etwa einen halben Tagesritt von hier aus. Heute ist Weidetag für unsere Pferde. Wenn sie sechs Tage auf unseren Feldern gearbeitet haben, führen wir sie ins Grasland. Es ist das Land, aus dem sie ursprünglich stammen. Hier finden sie die Erinnerung an die Tage ihrer Urahnen, die Wildpferde, und hier bekommen sie das Gras, das sie benötigen. Hier erhalten sie regelmäßig ihren Anteil an der Freiheit, den sie brauchen. Das sind wir ihnen schuldig. Immer einer der Jüngeren führt sie hierher. Diesmal war ich an der Reihe.«

Lukas schaute nach allen Seiten, doch er sah keine Herde.

»Sie haben sich verstreut beim Angriff der Garraks. Das ist nichts für sie. Sie sind ruhige, friedliche Tiere. Sie sind nicht gewohnt, in Kämpfe verwickelt zu werden. Nur Bjelafar konnte dem standhalten, denn er ist kein Ackerpferd. In seinen Adern fließt das Blut der Pferde der Schnittersteppe, die in einer trockenen und entbehrungsreichen Landschaft weit im Osten von unserem Land Härten und Gefahren ausgesetzt sind. Doch es wird nicht schwierig sein, die Herde wieder zusammenzuführen, weil sich die Tiere wohl beruhigt haben dürften.«

Dann stellte Lukas die Frage, die ihm schon seit längerer Zeit während ihres Gesprächs auf der Zunge gelegen hatte: »Wer ist Grungra, wer ist die Schwarze Hexe, die Schwarze Zauberin und was führt sie im Schilde?«

»Grungra lebt im Schattengebirge weit weg von hier, hoch oben im Norden jenseits des Großen Flusses. Die Alten sprechen nicht über sie, so als wollten sie die Vergangenheit nicht wieder zum Leben erwecken. Nur so viel weiß ich: Vor langer Zeit gab es einst Krieg zwi-

schen den Weißen Reitern und der Schwarzen Grungra. Es war ein Krieg, in dem vieles zerstört wurde, in dem es unsagbares Leid gab und viele, viele Tote. Wenn Grungra auch nicht besiegt werden konnte, so konnten ihre Scharen von Schwarzen Reitern doch wenigsten zum Stillstand gebracht werden. Doch um welchen Preis! Die letzte und entscheidende Schlacht, in der die Völker gemeinsam gegen das Schwarze Heer antraten, fand im nördlichen Teil des Klarwasserseenlandes statt. Die Schergen Grungras wurden dort in ihre Schranken verwiesen und zurückgedrängt jenseits des Großen Flusses, der seitdem die Grenze bildet zum Reich der Schwarzen Zauberin. Doch das Land wurde vollkommen verwüstet und so sehr zerstört, dass nun kein Leben dort mehr möglich ist, und kein Baum, kein Strauch, kein Gras mehr wächst, keine Blume blüht und kein Vogel mehr singt. Seitdem wird es das Tote Land genannt. Seit dieser entscheidenden Schlacht verhält sich Grungra still. Sie brütet wahrscheinlich über neue, finstere Pläne. Doch dies ist alles so lange her, dass es für uns Jüngere beinahe nur noch eine Sage ist, fast ein Märchen aus uralten Tagen, wären da nicht die Garraks, die ständigen Mahner, dass es Grungra immer noch gibt, und deren Gebaren nichts Gutes für die Zukunft erwarten lässt. Es gibt so manches Heldenlied, das von den mutigen Listen der Fischer des Klarwasserseenlandes, der verwegenen und ausdauernden Härte der Leute der Schnittersteppe und dem unerbittlichen Kampf der Weißen Reiter gegen die Soldaten der Schwarzen Zauberin kündet.«

Ein Glanz trat in Iseks Augen.

»Du vergisst dein eigenes Volk«, merkte Lukas an.

»Für mein Volk war kein Platz in den Epen der Geschichte und in der Gemeinschaft der Völker, denn meine Vorväter beschlossen, an dem Krieg nicht teilzunehmen«, erwiderte Isek in ernstem Ton. »Wir sind ein Volk des Friedens und der Erde. Unsere Ehre ist die der Ähren des Feldes und nicht die des Blutes durch das Schwert.«

Lukas glaubte, Verbitterung aus Iseks Worten herauszuhören und fragte: »Ein Entschluss, den du nicht gutheißt?«

Doch Isek antwortete in scharfem Ton: »Wir sind ein Volk des Friedens und der Erde. Wir geben dem Land unsere Arbeit, und dafür gibt uns das Land seine Früchte. Wir leben vom Land und geben dem Land, was es braucht. Unsere Ehre ist die Ehre der Ähren des Feldes und nicht die Ehre des Blutes durch das Schwert.«

»Und doch trägst du Pfeil und Bogen«, entgegnete Lukas, »und das hat mir das Leben gerettet.«

Es herrschte Schweigen, das durch das Wiehern Arafax' unterbrochen wurde, dem Bjelafar antwortete. Isek stand auf und entfernte sich. Er ging zu Bjelafar und warf seinen Sattel über den Rotfuchs. Dann führte er ihn zu Lukas und sagte: »Ich werde dich mit zum Haus meines Vaters nehmen. Dort wirst du gesunden und wieder zu Kräften kommen.«

Lukas nickte.

Isek nahm ihn auf und setzte ihn behutsam auf Bjelafar.

»Arafax«, rief Lukas, und der große Rappen kam gelaufen. »Arafax, ich muss dich für eine Weile verlassen. Dort wohin ich gehe, kannst du nicht mitkommen, denn du brauchst Raum zum Laufen. Aber ich verspreche dir, dass ich sobald wie möglich zurückkommen werde. Doch für den Fall, dass ich dich brauche, werde ich dir ein Zeichen geben, damit ich dich nicht wieder im ganzen Grasland suchen muss.« Er pfiff dreimal schrill durch die Zähne. Arafax erwiderte den Pfiff mit einem mächtigen Wiehern, so dass die Herde der Pferde angelaufen kam. Lukas lachte: »Du hast sie im rechten Moment gerufen, mein Freund.«

Lange Zeit führte Isek Bjelafar durch das Grasland. Er schien nicht ein Mann der vielen Worte zu sein, dachte Lukas, und doch bewunderte er ihn. Eine große Ernsthaftigkeit lag in seinen Zügen, die sich mit einer Gradlinigkeit verband und, so konnte sich Lukas sehr wohl vorstellen, wenn nötig, in kämpferischem Feuer entflammen konnte.

Allmählich mischten sich in die grüne Landschaft Parzellen von Feldern, auf denen offenkundig Ackerbau betrieben wurde. Lukas wusste, dass sie die ersten Ausläufer des Grünlandes erreicht hatten. Leute, die ihnen begegneten, grüßten sie freundlich. Lukas fiel auf, dass ihre Gesichter eine große Einfachheit und Zufriedenheit ausstrahlten.

Er sprach zu Isek: »Mir scheint, dass die Menschen hier glücklich sind.«

Isek antwortete nicht sogleich, doch nach einer Weile erwiderte er: »Die Menschen hier sind glücklich, so weit Menschen glücklich sein können. Sie sind unglücklich, so weit Menschen unglücklich sind. Sie tragen Unglück mit der Erfahrung des Lebens. Die Natur, die Arbeit und der Boden geben ihnen ihr Glück, vielleicht sollte ich besser sagen, ihren Sinn. Denn es ist nicht ihr Streben nach Glück, sondern nach Sinn. Und ihre Suche ist nicht die der Sehnsucht, sondern die Erfüllung der Aufgaben, die das Leben an sie stellt.«

Lukas nickte. Er war von dem langen Ritt erschöpft. Seine Wunde begann erneut zu schmerzen. Doch er sagte kein Wort, sondern hielt still auf Bjelafar aus. Allmählich fiel er in einen leichten, unruhigen Schlaf. Als er erwachte, war es bereits dunkle Nacht. Sie kamen an ein großes Gehöft. Isek brachte die Pferde zum Stehen.

»Wir sind angekommen«, sagte er. Er half Lukas von Bjelafar herunter und trug ihn hinein in die Stube. Dann legte er ihn auf ein Sofa und deckte ihn mit einer Wolldecke zu.

Im Schein der Kerze sitzend erkannte Lukas das verwiterte Gesicht eines alten Mannes, der sich ihm freundlich zuwandte.

»Ich mache nicht viele Worte«, sagte er langsam. »Ich bin Frieder, der Vater des Isek. Die meisten Leute nennen mich hier den alten Frieder. Sei uns willkommen! Ich sehe, du hast Schmerzen. Wir werden dir einen Verband anlegen und einen Heilkräutertee bereiten.«

»Ich bin Lukas aus dem Mirrewald«, gab Lukas zurück. »Ich danke Euch und bitte euch gleichzeitig, mein

Heilkraut dafür zu verwenden. Mirre, bei der ich aufgewachsen bin, gab es mir. Sein Name ist Goldmirre.«

»Du kommst von der Meisterin der Kräuter und Gewächse? Ihr Name ist hier nicht unbekannt und wird hoch angesehen«, sprach der alte Frieder. »Auch wir haben gute Heilkräuter, aber sie können sich nicht vergleichen mit dem, was von der Meisterin des Heilens kommt. Wir werden dein Kraut verwenden.«

Isek hatte unterdessen warmes Wasser zubereitet. Lukas gab ihm zwei Blätter Goldmirre und beschrieb ihm, wie er zu verfahren habe. Isek versorgte die Wunde und legte einen Verband an. Dann gab er Lukas den mit Goldmirre zubereiteten Tee. Bald fühlte Lukas die Schmerzen weichen, und sein Gemüt erhellte sich.

»Du siehst bereits besser aus«, bemerkte Isek. »Das Heilkraut der Mirrewaldhexe scheint wirklich Wunder zu wirken.«

»Ja, das tut es«, bestätigte Lukas.

Nun, da es ihm schon etwas besser ging, hatte Lukas Gelegenheit, seine Umgebung näher zu betrachten. Der Raum war mit Holz ausgekleidet und wirkte im Schein des flackernden Kaminfeuers behaglich. Alles schien in sorgfältiger, liebevoller Arbeit gefertigt worden zu sein und wirkte sehr robust. Der alte Frieder saß ihm gegenüber und steckte sich eine Pfeife an. Der wundervolle Duft des Pfeifentabaks erfüllte den Raum. Der alte Frieder hörte aufmerksam zu, als Isek ihm erzählte, was im Grasland vorgefallen war. Lukas sah, dass er ein besorgtes Gesicht machte, als Isek die Garraks erwähnte. Er übersah auch nicht die Strenge in seinen Augen, als Isek berichtete, dass er einen der Garraks durch einen Pfeilschuss zur Strecke gebracht hatte.

Der alte Frieder sagte: »Du hast ein Leben gerettet, mein Sohn.«

Lukas spürte ein Unbehagen, doch sagte er nichts. Und auch Isek schwieg.

Am nächsten Morgen wachte Lukas sehr spät auf. Der lange Schlaf und Goldmirre hatten ihre Wirkung getan. Er fühlte sich deutlich besser und konnte wieder aufstehen. Er betrachtete sich im Spiegel. Sein Körper wies

zahlreiche kleinere und größere Wunden auf. Der Garrak hatte ihm in der Tat hart zugesetzt. Doch die helle Frühlingssonne, die zum Fenster hereinlachte, vertrieb bald seine Gedanken an das Geschehene.

Das Haus des alten Frieders war von einer hohen Hecke umgeben, die es vor den Stürmen des Herbstes schützte. Lukas folgte dem schmalen Pfad, der um das Haus herum nach hinten führte, und trat durch die Heckenpforte hinaus in den Garten.

Dort arbeitete der alte Frieder. Er sah dem Alten schweigend zu. Es schien Lukas, dass die Hände des alten Frieder in vollkommener Gleichmäßigkeit die Erde umfassten. Lukas spürte den langsamen Rhythmus seiner Arbeit, der wie ein Atmen war. Er sah Hände, die immer wieder gestaltend in die Erde eingriffen. Nach und nach erschien es ihm, als ob diese Hände mit der Erde verschmelzten. Die vor ihm kniende Gestalt des alten Mannes vermischte sich mehr und mehr mit ihrer Umgebung und schien mit ihr eins zu werden. Lukas vernahm eine leise Musik, die in einem gleichmäßigen, melodischen Rhythmus ihre Kreise zog, ihre festen Bahnen stets auf neue Art beschreitend, um doch immer wieder sie selbst zu bleiben. Ein Gefühl stieg in ihm auf, mehr und mehr füllte es ihn aus, und er wusste, was er empfand: Ehrfurcht, Ehrfurcht vor dem alten Mann, der da vor ihm kniete, Ehrfurcht vor dem Boden, vor der Erde selbst, Ehrfurcht vor dem Leben, die vereint war mit einem großen Frieden, mit Demut und Achtung. Eine innere Ruhe breitete sich in ihm aus. Die Zeit stand still.

Lukas wusste nicht, wie lange er zugeschaut hatte. Wie aus einem wundervollen Traum erwachend, rieb er sich die Augen. Da kniete er noch immer vor seinen Augen, der alte Frieder, und seine Gestalt fügte sich wieder in klaren Umrissen in die Umgebung ein. Erst jetzt sah Lukas, wie viel der alte Mann geschafft hatte. Hatte er so lange zugesehen? Vorsichtig und leise ging er weiter bis zum Ende des Gartens. Dort öffnete er die Feldpforte und trat hinaus.

Vor ihm lag eine weite Landschaft grünhalmiger Felder, doch wenn man genau hinsah, so zeigten sich die unterschiedlichsten Parzellen. In nicht allzu weiter Entfernung sah er Isek. Lukas hielt auf einem der zahlreichen Feldwege direkt auf ihn zu. Auch Isek war vertieft in seine Arbeit, so dass es einige Zeit dauerte, bis er den zuschauenden Lukas bemerkte.

»Du bist es, Lukas!«, rief er aus. »Du scheinst auf dem besten Weg zu sein, bald wieder gesund zu werden.«

»So ist es. Goldmirre tut seine Wirkung. Bald geht die Suche nach Aibur weiter.«

»Mach' dir da mal keine Sorgen. Wir haben zwei unserer Leute auf die Suche nach dem Raben geschickt. Sie ziehen in den Mirrewald hinein und wollen notfalls sogar bis zum Mirrehaus gehen, um ihn zu finden. Die Waldhexe wird sie doch nicht in Tiere verwandeln? Sie möchten nämlich gerne Bauern bleiben!«

»Ach was, wo denkst du hin, Isek! Mirre ist keine Hexe. Sie ist ..., sie ist ... Nun, wie soll ich mich ausdrücken? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie keine Hexe.«

»Na, dann bin ich ja beruhigt«, lachte Isek.

So wortkarg und ernst, so streng und beinahe grimmig er Isek am Vortag erlebt hatte, so gelöst, ja heiter fand Lukas ihn heute vor. Ob es an der Arbeit lag? Als hätte er Lukas Gedanken lesen können, sagte Isek:

»Ich liebe meine Arbeit. Sie gibt mir das, was ich brauche. Ich gebe dem Boden und seinen Gewächsen die Pflege und Aufmerksamkeit, die sie brauchen, und er gibt mir dafür den Lohn meiner Arbeit in reichem Maße zurück. Aber ich bin noch ein Lehrling meines Vaters, wenn auch ein würdiger Lehrling. Bedenke, die Hände meines Vaters sind die Hände eines Meisters!«

Lukas nickte stumm. Ja, die Hände des alten Frieder waren die Hände eines Meisters. Er war zutiefst beeindruckt. So etwas zu machen, das wünschte er sich auch. Er konnte sich sehr wohl vorstellen, hier zu bleiben und dem alten Frieder bei der Arbeit zu helfen. Doch vielleicht konnten sie seine Hilfe überhaupt nicht gebrauchen. Vielleicht würde er nur stören, vielleicht würde er nicht einmal ein würdiger Lehrling werden können. Die-



se Arbeit schien ihm eine sinnvolle Aufgabe zu sein, und es kam ihm so vor, als hätte er schon länger, ohne es zu merken, danach gesucht und müsse es unter allen Umständen versuchen. Doch ließ er sich seine Gedanken nicht anmerken.

Nachdenklich zog Lukas weiter durch die Felder und schaute den Bauern bei der Arbeit zu. Überall hatte er den gleichen Eindruck: Das Land war die Aufgabe, das Land gab die Arbeit, die Erde nahm die Mühen in sich auf und gab ihre Früchte als Lohn dafür. Und er fühlte, dass die Arbeit die Menschen hier verband, dass sie alle eine große Gemeinschaft bildeten. Ein Gefühl der Einsamkeit ergriff ihn. Zugleich erfasste die Sehnsucht, zu diesen Menschen zu gehören, sein Herz.

Am nächsten Morgen wartete eine Überraschung auf ihn. Als er sich an den Frühstückstisch setzte, blickte Thure, des alten Frieders Frau, ihn verschmitzt an und sagte:

»Junger Mann, du hast Besuch!«

»Besuch?«, rief Lukas ungläubig staunend.

Da vernahm er ein bekanntes Geräusch.

»Aibur«, rief er, »Aibur, bist du es wirklich, alter Freund?«

»Ich fürchte, nein«, antwortete der Rabe. »Es könnte auch einer meiner Brüder sein. Doch dein Gesicht kommt mir verdächtig bekannt vor. Du bist Lukas aus dem Mirrewald, wenn ich mich nicht irre.« Die Augen des Raben glänzten vor Freude kurz auf.

»Ach, Aibur, mach' doch nicht solchen Unsinn! Ich habe dich lange gesucht. Wo warst du?«

Der Rabe erzählte von seiner Suche nach Arafax und von der Verfolgung durch die Garraks. Als er geendet hatte, waren die Gesichter der Zuhörer ernst.

»Ein weiteres, bedenkliches Zeichen von Grungras Aktivitäten«, bemerkte Isek. »Ich fürchte, wir werden uns noch auf Einiges gefasst machen müssen.«

Auch das Gesicht des alten Frieder war sehr ernst, doch sagte er nichts.

»Übrigens«, fuhr der Rabe zu Lukas hin fort, »ich soll dir einen schönen Gruß von Mirre ausrichten. Sie denkt oft an dich. Sie rät dir, deinen Wunsch auszusprechen.«

Ein Moment des Schweigens entstand, und aller Augen waren auf Lukas gerichtet.

Lukas errötete: »Ich weiß nicht recht, wie ich's anfangen soll. Ich habe gestern gesehen, wie Ihr arbeitet«, sagte er zum alten Frieder hin gewandt, »und auch du«, fuhr er zu Isek hingewandt fort. »Ich, ich würde gerne mit euch arbeiten, wenn ihr noch jemanden gebrauchen könnt. Doch ich fürchte«, fügte er hastig hinzu, »dass ich ein ungeschickter Schüler sein würde.«

»Das muss nicht sein«, erwiderte der alte Frieder. »Und selbst, wenn es so sein sollte, so kann aus einem ungeschickten Schüler nur ein geschickterer werden. Arbeit ist reichlich da, wir können jede Hilfe gut gebrauchen. Es ist dir freigestellt, mit uns zu arbeiten, solange du willst, und aufzuhören, wann immer du es wünschst.«

»Ich danke Euch«, sagte Lukas. »Morgen werde ich anfangen.«

»So sei es«, sprach der alte Frieder.

In den folgenden Tagen spürte Lukas nichts von dem, was er beim alten Frieder gesehen und gefühlt hatte. Stattdessen dürrtete seine Zunge, und der Schweiß der Mühen seiner Arbeit überschwemmte die Erde geradezu. Morgens musste er mit dem ersten Hahnenschrei raus, um die Tiere zu versorgen. Schon beim Melken der Kühe schmerzten ihn seine Hände. Die Arbeit ging ihn hart an. Er fühlte sich nicht stark genug. Isek ging hingegen alles mit Leichtigkeit von der Hand, gar nicht erst zu denken an den alten Frieder. Wie sehr beneidete er den alten Mann. Ach, wäre er doch auch so weit! Doch dann besann er sich. Wie konnte er nur so töricht sein, nach ein paar Tagen zu erwarten, wie der alte Frieder zu sein oder auch »nur« wie Isek! Er wurde wütend auf sich und verdoppelte seine Anstrengungen. Da fühlte er geradezu eine Brutalität über sich hereinbrechen. Mit unerbittlicher Strenge maßregelte ihn die Arbeit und demütigte ihn. Die Erde schien durchtränkt mit dem

Schweiß seiner vergeblichen Mühen. Er wusste schon lange nicht mehr, wo seine Hände aufhörten und wo die Arbeit anfing. Und doch hatten seine Hände noch nicht ein Mal, nicht ein einziges Mal die Erde umfasst. Noch war nicht einmal daran zu denken, dass sie dies jemals tun würden. Der Aufgaben, die vorher anfielen, gab es zu viele. Hatte er in der ersten Zeit unter einer durchdringenden, immerzu fortbestehenden Müdigkeit gelitten, war er zermürbt gewesen, hatten alle seine Glieder von der Arbeit geschmerzt, wollte er aufschreien, sich zu Boden werfen und nie mehr aufstehen, endlich, endlich Ruhe und Schlaf, endlich Frieden finden, endlich den Qualen entsagen, so spürte er nunmehr von alledem nichts mehr. Er hatte die Hoffnung fahren lassen. Gleichgültigkeit hatte von ihm Besitz ergriffen, Gleichförmigkeit hatte ihn gefangen genommen. So verging Tag um Tag, und so vergingen die kurzen Nächte. Der Frühling wich dem Sommer, bis eines Tages der alte Frieder sagte:

»Die Schale ist nun ab und der weiche Kern geschliffen. Jetzt wende dich der Erde zu, auf dass du von innen wieder weich werden mögest. Fühle sie, empfinde sie, lass sie in deinen Händen gewähren und folge ihrem Wesen.«

Lukas schien es, dass er aus einem Traum erwachte. Er folgte den Worten des Alten in den nächsten Tagen wie eine Marionette. Er sah sich selbst über der Schulter zu, wie seine Hände die Kruste der Erde aufbrachen, und die Erde zerbröckelte ihm zwischen den Fingern. Er wusste nichts mehr und dachte: Wer ist das, der da gräbt? Wonach gräbt er? Er blickte hinauf zu den Sternen, und der Himmel verfinsterte sich. Wie in einem Wirbel begannen die Sterne, sich zu drehen. Schneller und schneller ging es im Kreis herum, und die Sternensflut begann, sich auf ihn niederzustürzen. »Nein!«, schrie er auf. »Nein, nein, nein!« Er dachte an Mirromir oder war es Mirre? »Mirre, Mirre hilf mir!«, rief er und umfasste den blauen Stein. Dann sank er zu Boden.

Als er erwachte, saß Aibur neben seinem Bett auf der Rückenlehne eines Stuhls.

»Du hast uns Sorgen gemacht. Mirre hat deinen Ruf gehört. Sie hat mich gesandt und lässt dir ausrichten: Hüte ich vor dem Blick in die Weiten des Sternerraumes, wenn dein Blick zuvor in Niedergeschlagenheit der Erde zugewandt war.«

Der alte Frieder trat ein: »Es ist nicht gut, wenn ein Mensch sich selbst gegenüber unmenschlich ist, so wie es nicht gut ist, wenn er sich gegenüber anderen Menschen unmenschlich verhält. Warum hast du dir das angetan?«

Lukas errötete: »Ich habe nichts getan. Es hat mich getrieben, immer weiter getrieben, ich konnte es nicht aufhalten. Weiter und weiter ging es. Ich war ohnmächtig und verloren. Am Ende fühlte ich mich nicht mehr, war ich nicht mehr ich selbst.«

»Du musst dich jetzt ausruhen«, sprach der alte Frieder und schritt zur Tür hinaus.

»Mirre lässt dir noch etwas ausrichten«, sagte Aibur. »Ein zweiter Versuch kann ganz anders verlaufen.«

»Ich werde darüber nachdenken«, antwortete Lukas.

Der Rabe erhob sich und flog davon.

In den nächsten Tagen schlief Lukas über weite Strecken einen tiefen und traumlosen Schlaf. Als er an einem sonnigen Morgen aufwachte, fühlte er sich ausgeruht und erholt. Nach und nach vermochte er Thure im Haus zur Hand zugehen und versorgte alsbald auch wieder die Tiere. Schließlich, an einem spätsommerlichen Septembertag schickte er sich an, im Garten des alten Frieder zu arbeiten. Er ließ es ruhig angehen. Zu seinem Erstaunen fiel ihm die Arbeit nun viel leichter, ja er empfand sogar Freude dabei. Der Garten erschien ihm wie ein einziger Lohn für seine Mühen, die er ihm tausendfach vergalt. Die Bäume hingen voll von reifem Obst. Glücklicherweise machte er sich daran, die Früchte zu ernten.

Jetzt, wo die Tage langsam kühler wurden, machte sich Isek zusammen mit Hannes, dem Sohn von Oser und Kere, auf zum Klarwasserseenland, um auf dem Fischmarkt von Witfoolt frischen Fisch zu kaufen. Zwei Tage dauerte der Ritt dorthin, sagte ihm Hannes. Sie

fragten Lukas ein- ums andere Mal, ob er mitwolle. Doch Lukas war zu sehr vertieft in seine Arbeit und lehnte ab. Ja, nicht einmal an Arafax dachte er mehr, so sehr zog ihn sein tägliches Wirken in den Bann.

Eines Abends, als die Sonne sich nach einem frischen Oktobertag dem Horizont zuneigte, war die Gartenarbeit abgeschlossen. Das Obst war abgeerntet und der Garten lag winterfest da. Es würde nicht mehr lange dauern, und der November würde den ersten Schnee bringen. Als er so unter der Tür stand und zufrieden auf den Garten sah, trat der alte Frieder hinzu und sprach:

»Noch ist dein Lehrjahr nicht abgeschlossen, denn die große Feldernte steht noch bevor. Und doch sage ich dir: Du hast mehr gelernt als du hoffen konntest und mehr als ich zu hoffen wagte. Du kannst zufrieden sein, denn der Rhythmus deiner Hände ist nun im Einklang mit dem Rhythmus der Arbeit, welche die Erde dir abverlangt.«

Mit diesen Worten zog sich der alte Frieder ins Haus zurück.

Lukas stand alleine da und fühlte einen großen Frieden in sich. Er erinnerte sich daran, wie er anfangs dem alten Frieder bei der Arbeit zugesehen hatte. Beinahe feierlich fühlte es sich in ihm an. Er wusste nun ganz sicher, dass er auf dem richtigen Weg war. Wenn es auch noch Vieles zu lernen gab, so hatte er doch die Zuversicht, dass er die auf ihn zukommenden Aufgaben würde bewältigen können. Große Freude erfüllte ihn.

Isek trat an ihn heran und fragte: »Willst du mit mir durch den Garten und die Felder meines Vaters gehen?«

Lukas nickte.

So gingen sie in die Abenddämmerung hinein durch die weiten Felder. Lukas konnte es sich nicht schöner vorstellen. Er war glücklich. Isek schien von ähnlichen Gefühlen erfüllt zu sein. Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander.

Da hob Isek an: »Du bist jetzt ein Lehrling geworden, Lukas, aber ein würdiger Lehrling. Es verbindet uns nun weit mehr als zu Beginn. Ich möchte dir ein Geheimnis anvertrauen. Werte es als ein Zeichen meines Vertrau-

ens und mehr noch, meiner Freundschaft, die ich dir anbieten möchte.«

»Nach all meinen Erfahrungen hier, die mich reicher gemacht haben, gäbe es für mich nichts Schöneres und Wertvolleres, als deine Freundschaft zu gewinnen und dir die meine geben zu können.«

»Ich liebe«, fuhr Isek beinahe flüsternd fort, »ich liebe ein Mädchen. Ihre Augen schimmern in sanfter Milde, und ihre Stimme ist wie der klare Gesang des Wassers und der Schönheit des Gesangs der Vögel gleich. Ihr Gang ist wie das Wiegen der Weiden im Winde und ihre Lippen sind zarter als die Blüten des Magnolienbaumes. Ihr Wesen ist so zärtlich wie ein Hauch und so fein wie ein Traumgespinnst. Ihr Herz ist voll von Liebe, und auf Ihrem Angesicht ruhen Klarheit und Schönheit. Ihr Name aber ist Latifee.«

Lukas schwieg. Er sah, dass der Freund Tränen in den Augen hatte. Er wandte sich ihm zu und sie umarmten sich. Dann gingen sie schweigend zurück.

Die Nacht war sternenklar und glitt ruhig über die Schlafenden hinweg.

Als der Morgen graute, lag der erste Reif auf den Feldern.

## Das Erntefest

Die Erntezeit begann. Alles bewegte sich auf die Felder, und die Sensen wurden geschwungen. Mit mächtigem Schwung schnitt die Sense des alten Frieder durch das Korn. Weit holten die scharfen Klingen Urths und Osers aus. Energisch fuhren Isek und Lukas durch das Getreide. Thure, Kere und Stave hatten alle Hände voll zu tun, den Heuwagen ein- ums andere Mal hochzustapeln. Dann folgten die Tage des Dreschens. Die Kornkammern füllten sich bis an den Rand mit den reifen Ähren eines goldenen Sommers. Auch diese Zeit ging vorüber. Der Oktober neigte sich dem Ende zu, als die Arbeit abgeschlossen war. Ein emsiges Treiben erfüllte das Dorf. Überall sah Lukas freudige Gesichter. Es schien ihm neben der Befriedigung über die abgeschlossene Arbeit noch etwas anderes mitzuschwingen. Isek erklärte es ihm:

»Wir freuen uns auf das große Fest des Jahres, das Erntefest. In drei Nächten wird Vollmond sein. Am Tag davor werden wir uns alle auf dem Hof meines Vaters versammeln und das Erntefest feiern.«

Überall liefen die mannigfaltigsten Vorbereitungen an, und Lukas half kräftig mit. Auch ihn erfüllte eine wachsende Vorfreude auf das große Ereignis. Er empfand sich nun als selbstverständlich zugehörig zu der großen Gemeinschaft. Am Nachmittag des nächsten Tages waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Alle warteten gespannt auf den nächsten Tag.

Der Tag kam mit goldener Sonne und klarer, frostiger Morgenluft. Alles hatte sich fein herausgeputzt. Im Verlauf des Vormittags traf nach und nach das ganze Dorf auf dem Hof des alten Frieder ein. Und nicht nur das: Für den Mittag wurden auch aus dem Klarwasserseeland, der Südöstlichen Heide und sogar aus der Schnittersteppe Gäste erwartet.

Lukas und Isek hatten verabredet, am Nachmittag mit Arafax und Bjelafar im Grasland auszureiten. Sie wollten Latifee mitnehmen. Isek war die Aufregung anzumerken. Den ganzen Morgen rannte er wie aufgedreht

durch die Gegend. Lukas versuchte mehrmals vergeblich, ihn zu beruhigen. Auch er selbst war gespannt, doch mehr auf das unmittelbar bevorstehende, große Ereignis. Isek hielt es nicht mehr länger aus, und Lukas pfiß Arafax herbei. Zusammen stürmten sie in donnerndem Galopp Richtung Grasland, um sich Luft zu machen. Arafax schoss dahin wie ein Pfeil und ließ in den sanften Bodenhügeln des Graslandes Bjelafar bald weit hinter sich. Er stieß ein heftiges Wiehern aus und beschleunigte seinen Galopp noch. Er lief nun so schnell, dass kein anderes Pferd ihm folgen konnte. Lukas hatte bereits die Mirrebachfälle erreicht und spielte mit dem Gedanken, einen Abstecher zum Mirrehaus zu machen. Ein unnötiger Gedanke. Denn selbst, wenn er ihn in die Tat hätte umsetzen wollen, so hätte er es nicht gekonnt, denn der König der Wildpferde hatte ein anderes Ziel. Er folgte der Spur seiner Herde in südlicher Richtung. Das Gras peitschte nur so an seinen Flanken entlang. Vergeblich hatte Lukas versucht, den schwarzen Hengst dazu zu bewegen, umzukehren. So fügte er sich wohl oder übel dem Willen seines Pferdes. Bald kam die Herde in Sicht. Im Nu waren sie bei den Pferden. Arafax wurde von seinen Gefährten mit einem freudigen Wiehern begrüßt.

»So nun hast du also ein kleines Wiedersehensfest gefeiert und mir deine Herde gezeigt«, rief Lukas, »aber nun möchte ich doch darum bitten zurückzukehren, denn auch ich habe ein Fest zu feiern.«

Diesmal lenkte Arafax ein und machte kehrt. Bald näherte er sich mit hoher Geschwindigkeit wieder den Mirrebachfällen. Kein anderes Pferd hätte so lange so schnell laufen können, das wusste Lukas, und seine Bewunderung für Arafax stieg, als durch den König der Wildpferde plötzlich ein Ruck ging und seine Läufe eine solche Geschwindigkeit vorlegten, dass es Lukas schier den Atem verschlug. Er konnte sich nur schwer im Sattel halten und rief:

»Was ist los, Arafax ? Du läufst ja, als wäre der Teufel hinter uns her.«



Arafax wieherte heftig. Dieses Wiehern erinnerte Lukas an etwas, und plötzlich wusste er, woran.

»Garraks«, entfuhr es ihm, und er blickte zurück.

Von Süden folgte ihnen mit hoher Geschwindigkeit ein mächtiger Schwarm Garraks. Sie flogen sehr hoch und waren noch ein Stück weit hinter ihnen, doch konnte Lukas auf Grund ihrer Größe erkennen, dass es gut und gerne zwanzig der abscheulichen Biester waren. Die großen Vögel holten allmählich auf. Arafax lief noch schneller. Schweißgebadet peitschte er im Sturmgalopp durch die Landschaft. Messerscharf schnitt das Gras an seinen Flanken. Lukas musste all seine Kraft aufwenden, um sich oben zu halten. Trotzdem waren die großen Vögel bald über ihnen. Mit unverminderter Geschwindigkeit stürmte Arafax dahin.

Die ersten Büsche und Bäume, die ersten Felder kamen in Sicht. Die Garraks flogen tiefer und hatten sie bereits überholt. Der Weg zum Grünland war abgeschnitten. Lukas erwartete jeden Moment, dass sich die Schar der schwarzen Vögel auf ihn stürzen würde. Er dachte an die letzte Begegnung mit ihnen und Angst ergriff ihn. Damals waren es vier der gefährlichen Kreaturen gewesen. Er hatte nur überlebt, weil Arafax so tapfer gekämpft, er selbst durch Zufall einen von ihnen getötet und letztendlich Iseks Pfeilschuss ihn von seinem unbarmherzigen zweiten Angreifer erlöst hatte. Doch von Isek war keine Spur zu entdecken. Wahrscheinlich war er wieder zurück zum Fest geritten. Und das war ja auch mehr als verständlich. Was musste Arafax denn auch durch das halbe Grasland laufen, nur um ihm seine Herde zu zeigen. Dazu gab es doch genug Gelegenheit an den Tagen, an denen er frei im Grasland umherstreifte. Aber was nutzte es, böse auf Arafax zu sein. Jetzt half alles nichts mehr. Jetzt musste er es durchstehen, irgendwie durchstehen. Mit einer jähen Bewegung brachte er Arafax zum Stehen und sprang ab. Er zückte sein Messer.

»Arafax, lauf! Rette dich! Alleine kannst du es vielleicht schaffen! Es sind zu viele, zu viele für dich und mich!« Doch Arafax wich nicht von seiner Seite. Er

stieß ein mächtiges Wiehern aus, das Wiehern eines Kampffrosses, eines königlichen Streitrosses.

»Es ist sinnlos, dass zwei draufgehen, wenn es einer schaffen kann! Deshalb lauf Arafax, lauf!«

Doch erneut folgte der schwarze Hengst dem Befehl seines Reiters nicht. Er war nicht umsonst der König der Wildpferde. Er würde nicht vor den schwarzen Vögeln davonlaufen und seinen Reiter alleine im Stich lassen. Wütend wieherte Arafax auf, so laut, dass Lukas sich die Ohren zuhalten musste. Seine mächtigen Vorderhufe fuhren in wilder Kampfbereitschaft in die Höhe. Da gab Lukas auf. Das gezückte Messer in der Hand harrete er der Dinge, die da kommen würden. Er würde kämpfen wie ein Löwe! Es würde einigen der schwarzen, stinkenden Biester das Leben kosten! Er würde sich teuer verkaufen! Verdammt teuer!

Im nächsten Moment jedoch ließ er konsterniert das Messer aus der Hand gleiten und starrte offenen Mundes, staunend zum Himmel empor. Die Garraks nahmen gar keine Notiz von ihnen. Sie flogen zwar noch tiefer, doch sie entfernten sich in Richtung Osten. Lukas war einen kurzen Moment lang zu verduzt, um zu begreifen, was dies bedeutete. Als er es erfasste, saß er im nächsten Augenblick wieder auf Arafax' Rücken.

Der schwarze Hengst stürmte auf die ersten Ausläufer des Grünlandes zu. Lukas nahm keine Rücksicht auf den Weg. Er ritt quer durch die Felder. Es kam ihm einzig und allein darauf an, die Garraks nicht aus den Augen zu verlieren.

Eine böse Ahnung verstärkte sich in ihm. Das Dorf kam in Sicht. Lukas hörte ein wildes Klopfen und Hämmern, das durchsetzt war von Schreien. Darin mischten sich das beißende Zischen der schwarzen Bestien und das sirrende Geräusch von Pfeilen. Er erreichte den Hof des alten Frieder.

Das Bild, das sich ihm bot, ließ Entsetzen in ihm aufsteigen. Das ganze Fest war in Aufruhr. Frauen und Kinder liefen schreiend umher und rannten davon, während die Männer herangestürzt kamen und Knüppel und Sensen als Waffen schwangen. In unbarmherzigem

Rhythmus hämmerten die Schnäbel von etwa zehn Garraks auf die Holztüren der großen Scheunen ein, während die andere Hälfte der schwarzen Monster sich fortwährend auf die Bauern stürzte.

Lukas sah, wie eins der Biester von einem Pfeil durchbohrt wie ein Stein vom Himmel fiel und krachend auf einem der Festische aufschlug.

Im nächsten Moment kam Wut in ihm auf, und er fand sich, ehe er sich versah, mit einer Sense in der Hand wieder. Wie besinnungslos schwang er die scharfe Klinge. Ein weiterer Garrak stürzte zu Boden. Er sah den alten Frieder. Tränen füllten seine Augen, doch er schwang in mächtigen Schwüngen die alte Sense. Unter seinen Streichen fielen drei weitere Garraks.

»Sechs«, schrie Isek zornig auf und stürzte sich mit seinem Messer auf einen weiteren Vogel. Wie ein Löwe fuhr er über das stinkende Untier her und durchbohrte dem röchelnden Unhold die Kehle.

Urth und Oser erschlugen zwei weitere der Biester. Doch immer noch waren mehr als ein Dutzend der schwarzen Vögel übrig. An vielen Stellen klafften bereits faustgroße Löcher im Holz der Scheune.

»Was haben sie vor?«, schrie Oser.

»Weiß der Himmell!«, schrie Isek zurück. »Garraks ernähren sich nicht von Getreide, sie töten und lassen ihre Beute dann verfaulen.«

Im nächsten Moment näherte sich von Osten eine dunkle, dichte schwarze Wolke.

»Jetzt ist alles aus!«, schrie Urth, und die Männer wandten sich den neuen Angreifern zu.

Doch diese stürzten sich nicht auf die Bauern, sondern hackten mit ihren Schnäbeln auf den Garraks herum.

Aibur und mit ihm eine gute Hundertschaft von Feldkrähen waren gekommen. Sie fielen mit Getöse über die großen Gegner her. Diese schienen merklich irritiert. Sie wehrten sich heftig, und mancher Krähe ging es an den Kragen, doch umso wütender schlugen die Schnäbel von Aibur und seinen Freunden zurück. Schließlich gaben die Garraks auf. Mit mächtigem Flügelschlag erho-

ben sie sich und flogen nach Norden davon. Der Schwarm von Krähen folgte ihnen dicht auf den Fersen. Nur eine Krähe kehrte zurück und flog geradewegs auf Lukas zu.

»Aibur, mein alter Freund. Da bist du aber im rechten Moment gekommen, Gott sei Dank !«, rief Lukas.

Doch dann stutzte er. Zwar waren die Garraks vertrieben, doch wozu hatten sie Löcher in die Scheunentore gehackt? Diese Frage stelle sich nicht nur ihm. Rings um ihn herum standen die Männer schweigend da, und die Frauen sahen ängstlich in alle Richtungen umher. Was hatten sie jetzt zu erwarten? Welches neue Übel stand ihnen bevor? Da brüllte der alte Frieder: »Stopft die Löcher zu!«

Im gleichen Moment war ein Brausen zu hören. Einem Unwetter gleich fiel ein riesiger Schwarm schwarzer Heuschrecken ein. So sehr die Männer sich auch mühten, so schnell sie auch versuchten, die Löcher zu stopfen, so waren die Gebäude doch in wenigen Sekunden bis an den Rand mit den widerlichen Fressmaschinen gefüllt, und die Scheunen erzitterten für wenige Augenblicke. Herausgeschossen aus den Löchern kamen alsbald Millionen von Heuschrecken und brausten in einer Wolke Richtung Norden davon. In wenigen Augenblicken war der schreckliche Spuk vorüber.

Ein alter Mann ließ müde seine Sense fallen. Seine Füße bewegten sich langsam und schwer dem großen Scheunentor zu. Hinter ihm folgte lautlos die Menge der Bauern.

Der alte Frieder öffnete das Tor und stand lange schweigend davor, die stumme Menge hinter ihm. Sein Gesicht war bleich. Er schritt durch die Menge hindurch und betrat sein Haus.

Als erster fand Isek, sein Sohn, die Sprache wieder:

»Männer des Grünlandes. Dies ist die Stunde, in der wir uns erheben müssen. Wir dürfen nicht tatenlos hinnehmen, dass die Mühen all unserer Arbeit zunichte gemacht werden. Deshalb fordere ich euch alle auf, mit mir zum großen Versammlungshaus zu gehen.«

Die schweigende Menge zog hinter Isek her zum Gemeinschaftshaus. Dort ließen sie sich im großen Versammlungssaal nieder.

Lukas blickte in die niedergeschlagenen Gesichter und fühlte einen bohrenden Schmerz beim Anblick der gesenkten Häupter. Noch immer herrschte vollkommenes Schweigen.

Erneut ergriff Isek das Wort: »Wir alle stehen hier in dieser schweren Stunde beisammen. Ich sehe Eure Gesichter und erkenne Euer Leid, das auch das meine ist. Wir alle haben soeben einen vernichtenden Schlag gegen all unsere Mühen des letzten Jahres hinnehmen müssen. Ich verstehe Eure Niedergeschlagenheit, auch ich teile sie. Doch es ist noch etwas anderes in mir: Wut, unbändige Wut!«

Lukas sah, wie Iseks Augen funkelten.

Mit feuerrotem Kopf fuhr dieser fort: »Ich sagte bereits, wir dürfen es nicht tatenlos hinnehmen, dass all unser Bemühen, all die Früchte unserer Arbeit zerstört werden. Und mehr noch: Man versucht, unsere Existenz zu vernichten! Es mag sein, dass wir das nächste Jahr auch ohne die Vorräte unserer Ernte überstehen werden. Doch wer gibt uns die Gewissheit, dass nächstes Jahr unsere Mühen nicht wieder zunichte gemacht werden?«

Da erhob sich ein dumpfes Gemurmel in der Menge, das auf Lukas wie eine Erlösung wirkte. Endlich, dachte er, endlich finden sie die Sprache wieder.

Hannes, Iseks Freund ergriff das Wort: »Du sprichst mir aus der Seele, Isek. Wir dürfen es nicht noch einmal zulassen, dass unsere Ernte zerstört wird.«

»Ich schlage vor«, meldete sich Oser, einer der Älteren zu Wort, »wir bauen neue Scheunen, mit dickeren, schwereren Toren.«

»Ja«, rief der alte Urth, »das werden wir tun. Dann werden es die schwarzen Ungetüme beim nächsten Mal nicht so leicht haben.«

»Ich fürchte, das wird nicht reichen«, warf Kere, Osers Frau, ein, »wir müssen die Scheunen zusätzlich bewachen.«

Allgemeine Zustimmung ging durch die Menge.

»Wir müssen uns bewaffnen mit Pfeil und Bogen, damit wir diese schwarzen Biester rechtzeitig abschießen können, falls sie es wagen sollten, noch einmal über uns herzufallen«, ergänzte Stave, Urths Frau.

»Und was wollt ihr tun«, ergriff Isek wieder das Wort, »wenn das nächste Mal nicht zwanzig, sondern hundert Garraks angreifen? Und was wollt ihr tun, wenn sie uns immer wieder während des ganzen Jahres angreifen und so von der Arbeit abhalten? Und wer garantiert Euch, dass wir ihnen gewachsen sein werden? Und wie wird dann unser Arbeiten aussehen? Können wir dann noch unserer Arbeit so nachgehen, wie wir es seit jeher getan haben? Müssen wir dann nicht ständig auf der Hut sein? Sind unsere Blicke dann nicht immer häufiger gen Himmel gerichtet, anstatt sich dem zuzuwenden, dem wir unsere Arbeit widmen: dem Boden unserer Väter und Vorväter, der Erde? Was wird diese Erde uns dann noch geben, wenn wir ihr nicht mehr das geben, was wir ihr von Alters her gaben? Werden wir uns dann nicht teilen müssen? Ein Teil von uns arbeitet, der andere Teil verteidigt die Arbeit? Werden unsere Kräfte dafür ausreichen? Wollen wir so etwas wirklich?«

»Was schlägst du vor, Sohn des alten Frieder?«, rief der alte Urth.

Isek schwieg.

Lukas fühlte eine wachsende Spannung unter den Versammelten.

Erneut stellte Urth die Frage: »Was ist dein Vorschlag, frage ich dich, Lehrling des Meisters? Antworte mir!«

»Ich weiß«, sagte Isek, »mir steht es nicht zu, diese Versammlung hier anzuführen. Ich weiß, dass ich ein Lehrling bin. Doch könnt ihr nicht begreifen, worum es geht, was in Wirklichkeit auf dem Spiel steht?! Unsere Existenz ist bedroht! Unser Überleben! Merkt ihr nicht, dass eine fremde Macht uns zerstören will? Sie will, dass Angst und Hilflosigkeit, Hunger und Tod bei uns regieren, dass wir ohnmächtig einem fremden Willen, einer böartigen Willkür ausgeliefert sind. Wollt ihr das? Scheunen verstärken, sich mit Pfeil und Bogen bewaff-

nen, einen Schutztrupp aufstellen, den Himmel beobachten, das reicht nicht. Es reicht nicht aus. Nein, wir müssen uns erheben gegen diese fremde Macht.«

Ein unruhiges Gemurmel ging durch die Menge, das an Lautstärke zunahm; doch mit lauter Stimme fuhr Isek fort:

»Wir alle hier wissen, dass das Übel einen Namen hat und wir alle kennen diesen Namen: Grungra. Grungra, die schwarze Hexe aus dem Schattenwald, die schon einmal friedliche Länder überfallen hat und anscheinend diesmal zum zweiten Schlag ausholen will. Schon einmal, wie ihr ja alle wisst, wurde sie in einem Krieg in ihre Schranken verwiesen. Dieser Krieg hatte zwei Fehler: Der erste und entscheidende war, dass Grungra damals nicht vernichtet worden ist, sondern die Weißen Reiter, die Leute der Schnittersteppe und die Fischer des Klarwasserseenlandes sich damit zufrieden gaben, die mörderische Hexe in ihre Schranken zu weisen und die Grenzen zu ihrem Land zu bewachen. Nun spüren wir die Folgen dieses Fehlers. Der zweite Fehler aber des damaligen Krieges war unser Fehler: Wir nahmen nicht an diesem Krieg teil. Wir wurden von diesem Krieg sogar ganz verschont. Doch diesmal lässt uns das Schicksal nicht ungeschoren davonkommen und andere Völker das Blut ihrer Söhne für unseren Frieden vergießen. Nein, diesmal nicht! Diesmal kann es nicht mehr so sein wie damals, diesmal darf es nicht mehr so sein! Deshalb werden wir die Erde mit dem Blut unserer Feinde tränken, bis diese endgültig vernichtet sind!«

Nun brach ein heilloses Chaos im Saal aus. Handgemenge entstanden, Stühle flogen durch die Luft, die wüstesten Beschimpfungen fielen auf Isek und untereinander, während ein anderer Teil der Menge in frenetischen Beifall für Isek ausbrach. Der Raum krachte an allen Ecken und Enden und die Versammlung drohte aus den Fugen zu geraten.

Da stand einsam und alleine ein alter Mann in der Tür. Er schaute dem Treiben ruhig und gefasst zu. Zuerst wurde er nur von einigen wenigen bemerkt, doch rasch nahm die gesamte Menge von seiner Anwesenheit No-

tiz. Das Chaos ebte ebenso schnell wieder ab wie es ausgebrochen war.

Der alte Frieder ging langsam nach vorne. Es herrschte vollkommene Stille. Die Menge blickte erwartungsvoll und gespannt zu ihm hin.

Der alte Frieder sprach leise, aber mit großem Ernst: »Was geht hier vor?«

Sofort brach ein Stimmengewitter über ihn herein.

Einem Donner gleich ertönte die Stimme des alten Frieder und ließ die Halle erzittern: »Was hat das hier zu bedeuten?«

Erneut herrschte Stille.

»Ich frage meinen Sohn, der der Anführer dieser Versammlung zu sein scheint: Was ist hier los?«

Isek errötete. Er senkte den Kopf.

»Antworte mir!«, befahl die Stimme seines Vaters.

Da erhob Isek sein Antlitz und Feuer war in seinen Augen: »Vater, du zwingst mich, dir gegenüber unsere Gesetze zu brechen und die Einheit unseres Volkes zu zerstören, wenn du deine Macht gegen mich wendest.«

»Ich sehe, dass sie bereits zerstört ist. War das dein Werk?«

»Es war nicht mein Werk, es war das Werk der Zerstörung durch eine fremde Macht, die unser aller Existenz vernichten will. Gegen diese Macht müssen wir uns erheben, Vater, in Einheit uns erheben. Es gibt keinen anderen Weg.«

»Du willst also dein Antlitz von der Erde abwenden, du willst deine Hände mit dem Tod anderer beflecken. Du willst die Erde mit dem Blut deines Volkes tränken, anstatt ihr die Mühen und Sorgfalt deiner Arbeit ange-deihen zu lassen?« Die Stimme des alten Frieder bebte in kaltem Zorn.

»Nein, Vater, nein! So darfst du nicht sprechen, das darfst du nicht! Es gibt keinen anderen Ausweg, sonst sind wir alle verloren! Auch ich will kein Blut vergießen, doch es bleibt uns keine andere Wahl. Wir müssen uns und unsere Erde verteidigen. Wir müssen wieder in Frieden arbeiten können. Doch wie sollen wir das jetzt noch können, Vater? Wie? Das musst doch auch du ein-



sehen! Der einzige Weg zu einem wirklichen Frieden ist der Weg durch den Krieg, durch den Krieg gegen Grungra. Wir müssen das Böse, das uns bedroht, vernichten, endgültig vernichten!« Iseks Stimme überschlug sich und sein Körper zitterte.

»Noch nie hat das Volk der Bauern an einem Krieg teilgenommen«, erwiderte der alte Frieder. »Frieden ist nicht mit Krieg zu erreichen. Krieg ist Krieg und nicht Frieden. Krieg zerstört, Krieg bringt Leiden, Krieg bringt Tod und Vernichtung. Wir sind ein Volk des Friedens, wir sind nicht ein Volk des Krieges. So war es von Alters her, so ist es jetzt und so wird es immer bleiben!«

»Nein, Vater, nein! So kann es und so darf es nicht bleiben! Es war ein Fehler, damals nicht am Krieg teilzunehmen. Andere Völker haben ihr Blut im Krieg gegen Grungra vergossen für den Frieden, auch für unseren Frieden. Wir blieben damals verschont, es war ein glücklicher Zufall. Doch diesmal werden wir nicht mehr geschont. Wir sind doch bereits in einem Krieg, den wir uns nicht ausgesucht haben und den wir nun führen müssen. Wir haben keine andere Wahl. Oder wollen wir tatenlos zusehen, wie das, was wir aufgebaut haben und was wir ehren, wie wir selbst, unsere Frauen und Kinder, wie all das vernichtet wird? Ich frage dich, Vater, ich frage dich noch einmal: Willst du das? Willst du das wirklich? Das kannst du nicht wollen! Es ist nicht unsere Schuld, wenn wir nun gezwungen sind, unsere eigenen Gesetze zu übertreten. Auch ich achte diese Gesetze und halte sie hoch. Doch wir können nicht anders, wir werden gezwungen, sie zu missachten, weil Grungra sie missachtet. Siehst du das denn nicht ein, Vater? Ich bitte dich: Spalte unser Volk nicht! Du hast die Macht und du hast das Ansehen, unser Volk dazu zu bewegen, sich dem Unausweichlichen zu stellen. Ich bitte dich, Vater, versage dich nicht. Das darfst du nicht tun!«

Der alte Frieder schwieg. Lange Zeit herrschte vollkommene Stille im Raum. Der alte Frieder wandte sich ab von seinem Sohn.

Als er nun direkt zu der Menge der Versammelten sprach, wirkte sein Gesicht zerfallen und seine Stimme klang alt und brüchig: »Die Stimme meines Sohnes ist eine Klinge des Krieges, die direkt auf mein und unser aller Herz gerichtet ist.«

Lukas erschrak. Er sah zu Isek hinüber. Iseks Züge waren erbleicht. Schweigen beherrschte den Raum.

»Doch sie kann mich nicht tiefer verwunden als ich es bereits bin. Ein anderer Dolchstoß hat heute bereits mein und unser aller Herzen getroffen. Die Wunden dieser Klinge des Bösen schmerzen noch mehr. Mir, wie auch euch allen, bleibt nichts anderes übrig, als sie zu ertragen. Ich verfluche die Macht des Bösen, die uns dazu zwingt, unsere Gesetze zu brechen. Doch werden wir uns nicht dazu erniedrigen lassen, uns selbst dabei zu verraten. So fordere ich Euch hiermit auf: Legt die Last und Mühen der Erde und des Friedens von Euch ab und nehmt die Leiden und Qualen des Krieges auf Euch. Schmiedet die Pflugscharen zu Schwertern. Werdet zu Kriegeren und vernichtet das, was uns vernichten will. Mein Sohn hat Recht gesprochen, es bleibt uns keine andere Wahl.«

Lukas spürte, wie Isek vor Erleichterung in sich zusammensackte.

Die Menge sprang auf und tobte.

Doch der alte Frieder gemahnte sie zur Ruhe:

»Lasst unsere Herzen nicht in entbrannter Wut sich erhitzen. Lasst unsere Herzen sich stattdessen kühlen an der Kälte des gerechten Zorns gegen die Vernichterin. Lasst uns bei alledem immer daran denken, dass nicht Hass uns leite, sondern unser Ziel: die Wiederherstellung all dessen, was uns wertvoll ist, die Wiederherstellung des Friedens. Das ist unser Ziel. Dafür und nur dafür wollen und werden wir kämpfen.«

Der alte Frieder nahm Platz. Isek ging zu ihm hin und sagte: »Ich danke dir, Vater.«

Die Bauern kamen überein, sich für einen Kampf gegen Grungra, die Schwarze Zauberin aus dem Schattengebirge, zu rüsten. Der alte Frieder sollte die Aktionen im Grünland leiten. Hannes sollte die jungen Männer

waffentüchtig machen. Urth und Oser sollten die Essensvorräte zusammentragen und rationieren. Thure, Stave und Kere sollten sie alsbald haltbar zubereiten.

Isek wurde dazu bestimmt, als Botschafter den anderen Völkern die Hilfe des Grünlandes anzubieten, aber auch Hilfe zu suchen, um dann nach Jonnburg, der Hauptstadt der Weißen Reiter, Bericht zu erstatten und schließlich mit den erhaltenen Informationen zurück ins Grünland zu reiten. Lukas sollte ihn begleiten.

Lange besprachen Lukas und Isek hinterher die Einzelheiten ihrer bevorstehenden Reise. Erst spät in der Nacht schlief Lukas ein. Seine rechte Hand umfasste den blauen Stein. Erneut hatte er einen Traum:

Er lag auf einer Wiese im Mirrewald. Ein großer weißer Adler kam und ergriff ihn. Der Vogel breitete seine mächtigen Schwingen aus und flog mit ihm empor. Höher und höher stieg er, und immer heller erstrahlte das Licht der Sonne. Unter ihnen zog der Mirrewald mit seinen Kiefern, Fichten und Tannen, mit seinen Eichen, Erlen und Buchen, zwischen denen der Mirrebach plätscherte, vorüber. Den Mirrewald hinter sich lassend überflog der Vogel das Grasland und erreichte alsbald das Grünland. Der Mirrebach floss hier in breitem Strom als Lünen dahin und bahnte sich in langen Windungen seinen Weg.

»Wer bist du?«, fragte Lukas.

»Ich bin Wirna, der geflügelte Bote meines Herren«, antwortete der Vogel.

»Wer ist dein Herr, Wirna?«, fragte Lukas.

»Mein Herr ist ein großer und mächtiger König, der dich rufen lässt«, erwiderte der Vogel.

»Warum lässt er mich rufen?«, fragte Lukas.

»Das kann ich dir nicht beantworten, denn ich bin nur ein Bote meines Herren«, entgegnete der Vogel.

»Wo wohnt dein Herr?«, fragte Lukas.

»Mein Herr, der König, wohnt weit, weit weg von hier. Dort, wo das Gebirge den Himmel berührt, gibt es einen Berg, der höher ist als alle anderen. Sein Gipfel

erhebt sich majestätisch in ewigem Schnee. Dorthin führt unser Weg.«

Die Landschaft unter ihnen spiegelte das Licht zahlreicher Seen wider. Sie flogen über dem Klarwasserseeland. Lukas sah kleine Seen, kaum größer als ein Teich, und große Seen, die sich bis zum Horizont hin erstreckten. Er sah kreisrunde Seen und längliche Seen, Seen mit Seerosen, Seen mit Schlingpflanzen und tiefe Seen, deren Wasser so kristallklar war, dass man bis auf den Grund sehen konnte.

Allmählich ging die Seenlandschaft in eine Heide über, in der Heidekraut und zahlreiche Wacholderbüsche wuchsen. Hier war es sommerlich warm. Die Südöstliche Heide blühte in wunderbar rötlichem Ton.

Lukas dachte an die Kräuter des Mirrewaldes und fragte Wirna: »Diese Kräuter sehen so anheimelnd aus. Könntest du nicht einmal dort unten landen, damit ich meinen Korb füllen kann?«

»Wir sind in Eile«, erwiderte der Vogel, »wir müssen auf direktem Weg ohne Verzögerung weiterfliegen.«

Die Südöstliche Heide lag hinter ihnen und wich den harten Gräsern der Schnittersteppe. Schließlich kam auch diese zu einem Ende.

Vor ihnen lag die unermessliche Weite der Wüste Gaan. So sehr der Vogel auch mächtigen Flügelschlags dahinflog, die Wüste schien kein Ende zu nehmen. Es wurde so heiß, dass die Luft flimmerte und dabei allerlei Täuschungen der irrwitzigsten Art vorspiegelte:

Da kam von Osten eine zierliche Tänzerin auf dem Rücken eines Ochsen dahergeritten und drehte ihre Pirouetten. Eine geordnete Reihe von Nilpferden als Zuschauer öffnete scheinbar gelangweilt ihre riesigen Mäuler. Aus ihren Rachen galoppierte eine Herde winziger Pferdchen. Sie schienen unendlich weit entfernt, doch kamen sie mit hoher Geschwindigkeit auf Lukas zu. Mit jedem Schritt wuchs die Gestalt ihrer Reiter, bis diese schließlich den ganzen Himmel ausfüllten. Ihr Galopp verlangsamte sich dabei zusehends. Lukas sah ihre von grauem Nebel umhüllten Gesichter, von denen ein jedes denselben Ausdruck kalten und unerbittlichen Zornes

zeigte. Auf der Stirn aber trugen sie das Eiserne Zeichen. Lukas sah, dass ihre Gesichter dem Tode geweiht waren. Er erschrak und wandte sich ab. Er blickte nach Westen. Dort war nichts zu sehen, zunächst jedenfalls nicht. Doch plötzlich fühlte er, wie langsam, ganz langsam eine Dunkelheit heranzog, die alles, worüber sie hinwegglitt, in sich verschlang. Näher und näher kam dieser dunkle Schatten und erreichte ihn schließlich. Er blickte an sich herab und sah, dass das einzige Licht in dieser Dunkelheit der Stein war, den er trug. Der Stein schimmerte jetzt jedoch in weißlich-bleichem Licht. Kalter Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er hob seinen Blick, und mit einem Mal wurden die Konturen eines riesigen Schlosses deutlich. In ihren Formen, wie in einem gebrochenen Spiegel bizarr verzerrt, erschienen unzählige kleinere und größere, niedrige und hohe, spitze, eckige und runde Türme. Sein Blick wurde wie magisch angezogen und festgehalten. Er spürte, dass ein fremder, mächtiger Wille ihn dazu zwang. Er durchdrang Mauern, folgte zahlreichen Fluren und Gängen, suchte treppauf und treppab, Zimmer für Zimmer und gelangte schließlich in die hoch gelegene Kammer eines Turmes. Im gleichen Augenblick sah er eine weibliche Gestalt. Die Gestalt drehte sich langsam um. Ihre grünlichen Augen begannen zu suchen. Hierhin und dorthin wandte sie ihren Blick und durchdrang die sie umgebenden Nebel. Lukas wusste, dass sie nach ihm suchte, und er wusste, dass sie ihn nicht sehen konnte, noch nicht sehen konnte. Doch er wusste auch, dass sie ihn finden würde. Schreckliche Angst befiel ihn. Unwillkürlich umfasste er den Stein und wandte seinen Blick ab.

Er schaute nach unten und sah, dass die Wüste zunehmend hügeliger wurde. Hier und dort ragten Berge tief unter ihnen empor. Auch war es nun nicht mehr so heiß. Die Sonne neigte sich eben dem Horizont zu und tauchte die Wüste in ein intensiv leuchtendes Rot, als in der Ferne ein mächtiges Gebirge in Sicht kam.

»Wie ist der Name dieses Gebirges?«, fragte Lukas.

»Dies ist das Eiserne Gebirge. Sein höchster Gipfel ist der Eiserne Berg. Es wird nicht mehr lange dauern, und

die Berge werden sich uns von unten her nähern. Dann wird Wind aufkommen und es wird kalt werden.«

Tatsächlich schienen die Berge unter ihnen zu wachsen. Auch hatte sich ein Wind erhoben, der ihnen in einer steifen Brise ins Gesicht blies. Der Vogel stieg höher und höher, doch der Abstand der Berggipfel, deren Farbtonung allmählich dunkler wurde, verringerte sich trotzdem.

Als die Sonne am Horizont unterging, überflogen sie die ersten schneebedeckten Gipfel des nur noch wenige Meter unter ihnen liegenden Gebirges. Die Dämmerung kam, und immer noch flogen sie weiter. Ein eisiger Sturm brauste ihnen um die Ohren, doch die Kräfte des Adlers schienen unerschöpflich. Immer noch höher hinauf trug er Lukas, bis schließlich in der Ferne ein einzelner, alles überragender Gipfel in Sicht kam. Wirna flog nun über eine Bergwelt, deren Schluchten in unergründliche Tiefen führten.

Nebel breitete sich aus, zunächst in feinen Schwaden, dann zunehmend dichter, bis schließlich ein undurchdringliches Grau ihnen jede Sicht nahm.

Plötzlich tauchte unmittelbar vor ihnen der Gipfel des Eisernen Berges auf. Im selben Moment zuckte ein schwarzer Blitz von oben herab und fuhr in den Vogel hinein. Lukas fiel in bodenlose Tiefen. Sein Schrei verhallte in den Schluchten des Eisernen Gebirges und erstickte in den grauen Nebeln.

## Grungra

In dämmrigem Licht lag der Raum. Der Geist war unruhig. Er brütete über dem Feuer. Das Antlitz Grungras neigte sich dem Gegenstand zu, der vor ihr auf dem Tisch stand. Dunkle Nebelschwaden zogen darin unablässig langsam ihre immer neuen Bahnen. Beinahe zaghaft legten sich ihre Hände um die Kugel. Sie beugte sich vor, und ihr Blick suchte in den Tiefen, die in langsamen, fahlgrauen Wirbeln sich vor ihr verborgen hielten. Unruhe kam im Inneren der Kugel auf. Des Nebels dunkle Schwaden begannen sich im Kreis zu drehen. Schneller und schneller zogen sie im Rund dahin und gaben, einem Wirbelsturm gleich, den Anblick auf ein Auge frei. Und in dem Auge mittendrin war sternenklare Nacht. Und ihr Geist sprach zu den Sternen:

Chor der himmlischen Gestirne

Ich rufe Euch an  
Sagt mir  
Wo ich es finden kann  
Insignium der Macht  
Ewiger Nacht

Chor der himmlischen Stimmen

Ich rufe Euch an  
Sagt mir  
Wo ich es finden kann  
Zeigt mir die Richtung  
Allmächtiger Vernichtung

Raum der Tiefe

Ich rufe Dich an  
Sag mir  
Wo ich es finden kann  
Der Nichterin Werk  
Im Eisernen Berg?

Und von den Sternen erklang es:

Der Weg ist geboten  
Ins Reich der Toten  
Der Königin Krone  
Ruht auf dem Throne  
Vergänglicher Wesen

Dem Sterblichen eine  
Des Königs Gebeine  
Der finsternen Nacht  
Vernichtender Macht  
Dem Goldenen Lichte  
Das Leben errichte

Im Schimmer erscheine  
Der Kronen die eine  
Im fahlgrauen Nebel  
Der anderen Frevler

Die Kronen erzeugen  
Den Ring aller Räume  
Den Ring aller Zeiten  
Gestalten und Weiten  
Den Ring aller Welten  
Und allen Vergeltens  
Den Ring der Vernichtung  
Und Wiedererrichtung

Im Auge des Wirbels leuchtete nun wie von Ferne ein schwaches bläuliches Licht. Es schien von einem Gegenstand zu kommen, der rasch näher kam. Grungra erkannte, dass es ein blauer Stein war. Der Stein hing an einem ledernen Band, das ein braungelockter Jüngling trug. Er saß auf einem schwarzen Hengst. Der Jüngling ritt genau auf sie zu. Grungra sah im Inneren des Steines die undeutlichen Umriss eines Hauses mitten im Wald. Eine Frau schickte sich an, in das Haus einzutreten. Auf ihrer Schulter saß ein Rabe. Für einen kurzen Moment sah Grungra das Antlitz dieser Frau. Dann



verschwand sie im Haus. Das Bild des Reiters trat aus dem Auge des Wirbels heraus, verblasste und verlor sich in den wirbelnden Nebelmassen nach allen Seiten hin. Ein weiteres Bild trat aus dem Hintergrund hervor. Eine wunderschöne, junge Frau schritt durch einen Garten. Ihr Blick folgte dem Reiter. Sie hielt eine Rose in der Hand. Sie stach sich. Blut floss herab und befleckte ihr weißes Kleid. Die Rose verwandelte sich in eine Lilie.

Grungra nahm ihre Hände von der Kugel und der Wirbel im Inneren legte sich.

Da klopfte es an der Tür.

»Herein«, rief sie.

In den Raum trat ein hünenhafter Mann in schwarzer Rüstung. Er machte eine tiefe Verbeugung.

»Was gibt es, Zuchtur?«

»Gute Nachrichten, Gebieterin der Nacht«, antwortete der Hauptmann der schwarzen Palastwache. »Auftrag von den Garraks ausgeführt, Bauernernte vernichtet.«

Grungra stand ganz ruhig und konzentriert da:

»Gut, Zuchtur, sehr gut. Meine Pläne gehen auf. Hole Histur. Ich habe Aufträge für euch.«

Der Hauptmann der Palastwache machte eine tiefe Verbeugung, drehte sich um und schritt zur Tür hinaus.

Grungra ging langsam auf das kleine Fenster zu, das ihr hier, hoch oben im Turm einen weiten Ausblick ermöglichte. Das Schwarze Schloss war von undurchdringlichem Nebel umgeben, dessen dämmerige Schwaden keines Menschen Auge zu durchdringen vermochte. Doch die Augen der Schwarzen Zauberin konnten mühelos hindurchsehen. Erneut zogen sie sich zu einem schmalen, grünen Schlitz zusammen. Ihre Hände verkrampften sich, ihre Fäuste ballten sich. Mit stechendem Blick spähte sie gegen Nordosten, Richtung Eiserner Berg.

Da klopfte es erneut.

Histur und Zuchtur traten ein.

Grungra wandte sich um:

»Ich habe Aufträge für euch, meine treuen Diener. Wenn ihr sie erfüllt, wird euer Lohn reichhaltig sein. Wenn ihr versagt, werdet ihr vernichtet!«

Die letzten Worte zischte sie einer Schlange gleich.

Das harte Gesicht Histurs verzog sich in Falten des Hasses und zugleich der Furcht.

Grungra schritt auf ihn zu und flüsterte:

»Du wirst zum Klarwasserseenland reiten. Dort wirst du folgendes verkünden: Die allmächtige Gebieterin der Nacht verlangt den Träger des Steins. Sie verspricht reichhaltigen Lohn denjenigen, die ihn ausliefern, so wie sie diejenigen vernichten wird, die sich ihr widersetzen.«

Sie ließ von Histur ab und trat auf Zuchtur zu. In kleinen, langsamen Schritten umkreiste sie ihn. Dem schwarzen Riesen trat der Schweiß auf die Stirn, als sie nun hauchte:

»Und du Zuchtur, wirst zum Eisernen Berg reiten. Was sich dir in den Weg stellt, wirst du auslöschen. In der Tiefe des Eisernen Berges ist die Gruft der Könige der Weißen Reiter. Dort stehen auf einem Altar drei Schreine. In diesen Schreinen liegen drei Kronen. Du nimmst die erste, die Schwarze Krone, und bringst sie mir. Die zweite, die Eiserne Krone, kannst du liegen lassen, sie ist wertlos. Die dritte aber, die goldene Krone, rühre nicht an. Es würde dich das Leben kosten.«

Zuchtur nickte.

»Bring mir die Schwarze Krone, und dein Lohn wird reichhaltig sein. Versagst du aber, so wird Worg dich in Stücke reißen, und du wirst beim Geschrei deiner Gedärme und den Folterqualen deiner Seele den grausamsten aller Tode sterben.«

Ein Lächeln spielte um ihre Lippen. Ihre Augen blitzten plötzlich in grünem Feuer. Mit einem schrillen Schrei fuhr sie Zuchtur an: »Hast du das verstanden?«

Grungra hob die Hand. Schwarze Blitze entfuhen ihren Fingerspitzen und liefen an den Wänden entlang. Donner grollte und der Turm erzitterte. Histur und Zuchtur warfen sich zu Boden.

## Der Fischmarkt von Witfoolt

Lukas wachte schweißgebadet auf. Er erhob sich und ging ans Fenster. Die Sterne des nachtklaren Himmels begannen, allmählich zu verbleichen, und im Osten war der heraufziehende Morgen zu erahnen. Er wandte sich um, ging die Treppe hinunter und fand Isek, Thure und den alten Frieder in der Küche vor.

Nach einem kurzen Frühstück sattelte er mit Isek Arafax und Bjelafar, und sie machten sich auf den Weg. Zunächst, so war beschlossen worden, wollten sie nach Witfoolt ins Klarwasserseenland reiten, um dort Bericht zu erstatten, was vorgefallen war.

Arafax und Bjelafar gallopierten freudig dahin.

Doch Lukas' und Iseks Herzen waren schwer. Sie wussten, dass Ihnen eine lange und wahrscheinlich gefährvolle Reise bevorstand.

Gegen Mittag hatten sie die Ausläufer des Grünlandes erreicht, und als der Tag sich dem Ende zuneigte, befanden sie sich bereits ein gutes Stück weit im Klarwasserseenland.

Der Lunen, den man hier den Großen Lunen nannte, floss in breiten, weitschweifigen Mäandern durch dieses Land der tausend Seen und saftigen Wiesen, die übersät waren mit Löwenzahn und Butterblumen. So unterschiedlich all diese Seen auch waren, eines jedoch war ihnen allen gemeinsam: Sie leuchteten in einem kristallklaren Dunkelblau, so als spiegele sich das Himmelsblau in den Tiefen des Wassers, und sie wirkten wie kräftige Farbtupfer auf der Leinwand der Landschaft.

Sie schlugen ihr Nachtlager auf und machten ein Lagerfeuer.

Im Schein des Feuers saß Isek in Gedanken versunken da. Auch Lukas schwieg.

Isek dachte daran, dass er am nächsten Tag Latifée begegnen würde. Und er dachte an die Aufgabe, die ihm und Lukas bevorstand. Vielleicht würde es das letzte Mal sein, dass er Latifée sehen würde. Das konnte durchaus sein. Es war ungewiss, ob sie Jonnburg erreichen würden, denn es war damit zu rechnen, dass die

Schergen Grungras ihnen auf dem Weg dorthin auflauerten. Da fasste er im Stillen für sich einen Entschluss.

Eine weitere sternenklare Nacht begleitete den Schlaf der beiden Gefährten.

Mit den ersten Sonnenstrahlen ritten sie in einen kühlen, sonnigen Herbstmorgen hinein.

Hier und da säumten kleinere Ansammlungen von einfach gebauten Holzhütten ihren Weg, die in leuchtenden Farben den Tag begrüßten. Stets lagen die Hütten an einem See. Einzelne Männer saßen dort in Stille und fischten. Hier und da glitt ein kleines Boot über das Wasser. So ritten sie ihres Weges bis zu einer Stelle, an welcher der Große Lunen eine scharfe Linksbiegung machte. Dort überquerte eine lange Holzbrücke den breiten Fluss, über die allerhand Volk ging und ritt. Hier nun war ein geschäftiges Treiben zu bemerken, ein Kommen und Gehen, dem sich das Getrappel von Arafax und Bjelafar hinzugesellte. Am anderen Ufer lag Witfoolt, das alte Fischerdorf.

Isek führte Bjelafar kundig durch die Gassen des Ortes. Lukas folgte ihm auf Arafax.

Freundlich grüßten die Leute Isek und warfen Lukas aufgeschlossene Blicke zu.

Nach einer Weile gelangten sie an einen großen Platz, der mit Kopfsteinpflaster belegt war.

»Hier ist morgen der große Fischmarkt von Witfoolt«, bemerkte Isek, »doch es gibt hier beileibe nicht nur Fisch, sondern so ziemlich alles, was man benötigt. Der Markt ist weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. Bevor wir morgen weiterziehen, werden wir uns hier einige wertvolle Vorräte besorgen.«

Am anderen Ende des Platzes bogen sie in eine kleine Gasse ein. Dort standen besonders hübsche Fischerhütten, die einem in den buntesten Farben entgegenleuchteten. Isek zügelte Bjelafar, sprang ab und lief auf ein kleines Haus zu. Lukas folgte ihm. Isek klopfte an die Tür, die sich sogleich öffnete.

Lukas konnte hinterher nicht mehr sagen, was in diesem Moment in ihm passierte und wie all das, was folgen sollte, überhaupt hatte geschehen können.

Latifee war es, die ihnen geöffnet hatte. Sie war nicht zum Erntefest erschienen. War es ihre zauberhafte Schönheit gewesen, waren es ihre Augen, die in wundervollem Glanz der Liebe ihm erschienen? War es die liebliche Musik in ihrer Stimme oder ihr wiegender, fließend leichter Gang? War es diese kaum spürbare Vornehmheit ihres Wesens oder der Hauch der Glücklichkeit ihres Lebens? Lukas wusste es hinterher nicht mehr, und er wusste es auch jetzt nicht.

Wie gebannt, wie verzaubert stand er da und konnte mit seinen Blicken nicht ablassen von der wundervollen, jungen Frau, die vor ihm stand.

Ob sie dies alles nicht spürte? Ob sie ihn nicht innerlich tadelte für sein Verhalten?

Isek schien nichts davon zu bemerken und auch Latifee nicht. Jedenfalls ließ sie sich nichts anmerken, konnte er in ihren Zügen nicht entdecken, dass sie fühlte, was in ihm vorging. Sie strahlte, als sie Isek sah und warf Lukas einen freundlichen Blick zu. Dann geleitete sie die beiden ins Innere.

Das, was an diesem Abend weiter vor sich ging, erschien Lukas wie im Traum, denn es gab nun nichts anderes mehr für ihn als Latifee. Ein ihm unbekanntes Gefühl ergriff Besitz von ihm, eine innere Wärme, eine Hingezogenheit, ein Streben, das er bislang nicht gekannt hatte, und gleichzeitig ein Strömen, ein Dahinfließen in unendliche Weite. Die Zeit, sie schien ihm stillzustehen und die Worte, die gewechselt wurden, erreichten ihn nicht. Isek berichtete von den Vorfällen beim Erntefest. Lukas hörte ihm nicht zu. Nur wie nebenbei registrierte er Latifees Eltern, den Fischerjan und seine Frau Crinne. Kaum bemerkte er ihre sorgenvollen Gesichter bei Iseks Nachrichten. Einzig und allein schien es nur eins für ihn zu geben: Latifee. Und es fiel ihm nicht auf, das Isek mit seinen Ausführungen zu Ende gekommen war.

»Eigentlich hatten wir Fischer gedacht«, bemerkte der Fischerjan, »dass die Schwarze Zauberin mit dem letzten Krieg in ihre Schranken verwiesen wurde. Doch der Vorfall in Kirwil stimmt mich sehr ernst. Wir Fischer

müssen uns morgen nach dem Fischmarkt zusammensetzen und beratschlagen, was wir tun wollen. Doch für heute Abend lasst uns diese dunklen Geschehnisse noch einmal beiseite schieben. Für heute Abend seid ihr unsere Gäste. Du hast ein stolzes Pferd«, sagte er zu Lukas hingewandt.

Lukas reagierte nicht.

Isek sah ihn erstaunt an.

Da erst merkte Lukas, dass er sich wohl angesprochen fühlen sollte und errötete.

»Verzeihung, ich war in Gedanken versunken«, entgegnete er, »was sagtet Ihr, Fischerjan?«

»Du hast, wie mir scheint, ein stolzes Pferd, junger Mann«, wiederholte der Fischerjan.

»Ja, das stimmt. Wirklich, das kann man sagen«, gab Lukas noch immer etwas zerstreut zurück.

»Was hat dir denn den Kopf durcheinander gebracht?«, fragte Crinne. »Du hast dir wohl alles zu sehr zu Herzen genommen, nicht wahr? Aber das ist ja auch verständlich angesichts dessen, was vorgefallen ist.«

Nach dem Abendessen bat Isek Latifee, mit ihm nach draußen zu gehen.

Als sie den Raum verließ war es Lukas, als ginge seine Seele mit ihr. Nur mit Mühe konnte er seinen übermächtigen Wunsch, ihr zu folgen, unterdrücken.

Was geschah in ihm? Was hatte das alles zu bedeuten? Hatte er sich in Latifee verliebt? – Nein, das konnte doch nicht sein. Das durfte nicht sein. Isek liebte Latifee, das wusste er. Und Isek war sein Freund, sein bester Freund, ja, sein einziger Freund. Da durfte er, Lukas, sich nicht einmischen. Wie konnte er sich nur so gehen lassen! Aber stimmte das wirklich? Hatte er sich gehen lassen? Er hatte doch nichts getan. Es schien ihm eher, als wäre er einer fremden Macht ausgeliefert, als schwämme er hilflos treibend in einem gewaltigen Ozean, von dessen Kräften er nur eine Ahnung hatte und dessen Macht er sich nicht gewachsen fühlte. Ohnmachtsgefühle kamen in ihm auf. Er focht einen innerlichen, verzweifelten Kampf gegen seine Gefühle. Doch weder seine Gedanken noch sein Bemühen änderten an

diesen auch nur das Geringste. Er fühlte sich ausgeliefert. Das Schicksal des Lebens, seines Lebens schien ihm in der Gestalt dieser jungen Frau begegnet zu sein, ein Schicksal, dem er nicht auszuweichen vermochte, ein Schicksal, das ihm gleichzeitig aber auch wie ein Zwang erschien, ein unbeugsamer, unerbittlicher Zwang, ein mächtiges Streben zu Latifee hin. Bei all dem schien ihm das Allerverwunderlichste, dass er Isek gegenüber keinerlei Gewissensbisse empfand. Wie konnte das nur sein? Ich bin egoistisch, dachte er, ich denke nur an mich selbst. Zum Teufel mit mir und meinen Gefühlen! Wenn ich mich auch innerlich nicht in der Gewalt habe, so werde ich doch nichts tun, was dem zuwiderläuft, was ich für richtig halte. Er biss sich auf die Lippen und zwang sich, ein Gespräch mit dem Fischerjan und der Crinne zu führen.

Isek und Latifee gingen unterdessen durch die Felder einer mondschimmernden Nacht. Lange Zeit schritten sie schweigend nebeneinander her, bis Isek schließlich die Stille unterbrach:

»Du weißt, Latifee, dass ich morgen weiterziehen werde.«

Sein Blick senkte sich.

Latifee nickte stumm.

»Du weißt auch, was unsere Mission bedeuten kann.«

»Ich weiß es«, antwortete Latifee, und senkte nun auch ihrerseits den Blick.

»Deshalb möchte ich dir, bevor ich gehe, etwas anvertrauen.«

Latifee schwieg.

Es entstand eine fühlbare Stille zwischen ihnen.

Es schien eine endlos lange Zeit, bis Isek plötzlich anhielt und Latifee an sich zog:

»Ich liebe dich, Latifee, ich liebe dich so sehr!«

Er hielt Latifee eng umschlungen, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Behutsam hob er ihren Blick zu sich empor und sah, dass Tränen in ihren Augen standen.

»Was ist dir, Latifee?«, fragte er entsetzt.

»Ich ... ich dachte immer, es beruht auf Gegenseitigkeit?«

Eine lange, beklemmende Stille entstand, die erst mit Latifees leisen, kaum hörbaren Worten ein Ende fand:

»Das dachte ich auch. Doch nun weiß ich: Ich liebe einen anderen.«

Und sie weinte bitterlich.

Isek schien wie betäubt.

»Ich liebe einen anderen«, wiederholte sie. Und unter Schluchzen fuhr sie fort: »Ich bin grausam zu dir nun, Isek, doch ich muss es sein. Denn du hast Recht: Es kann sein, dass wir uns niemals wiedersehen werden. Es darf aber nicht sein, dass du als Belogener und Betrogener endest, wenn es denn zum Schlimmsten kommen sollte. Das darf nicht sein. Deshalb musste ich sagen, was ich gesagt habe, deshalb muss ich dich verletzen. Verzeih mir, Isek. Bitte, bitte verzeih mir!«

Für Isek aber war es, als wäre ein Dolchstoß ihm mitten ins Herz gefahren und ein innerer Schmerz schien ihn zu zerreißen.

»So hast du mich also all die Zeit belogen und sagst mir nun im Angesicht meines möglichen Todes endlich die Wahrheit!«, schrie er sie an.

»Nein, nein!«, rief Latifee. »Es ist nicht so wie du denkst!«

»So, und wie ist es dann?«

»Es ist ..., es ist ... – Nein, ich kann es dir nicht sagen. Ich darf es dir nicht sagen. Glaube mir, ich habe dich nicht belogen. Nie, niemals! Das musst du mir glauben! Das glaubst du mir doch, nicht wahr? Bitte, bitte glaub' es mir!«

»Ein blinder Glaube den Worten einer Frau gegenüber, deren Worte zuvor Worte der Vernichtung waren? Beweise es!«

»Ich kann es dir nicht beweisen. Ich darf es dir nicht beweisen. So etwas darf ich nicht tun. Nein! Du würdest mich verachten, und es würde Schlimmes durch noch Schlimmeres ersetzt.«

»Du sprichst in Rätseln, du lügnerische Sphinx!«, schrie Isek sie an.



Dann, von einem Moment zum anderen zuckte es in seinem Gesicht. Ein Ausdruck eisiger Kälte zeigte sich in seinen Zügen:

»Doch bin ich nicht gewillt, verlogene und betrügerische Rätsel zu entschlüsseln.«

Damit wandte er sich ab und ging zurück zur Hütte.

Latifee aber blieb noch lange draußen und weinte bitterlich.

Als Isek zur Tür hereinschritt, bemerkte Lukas sein erstarrtes Gesicht.

Isek verabschiedete sich nur kurz und ging sofort nach oben zur Schlafstätte.

Lukas wusste nicht warum, aber er hielt es für besser, Isek allein zu lassen. Außerdem war er in Gedanken bei Latifee und wunderte sich, dass sie noch nicht zurück war. Doch er wagte es nicht, nach draußen zu gehen und sie zu suchen.

Später am Abend kam Latifee endlich wieder.

Lukas sah, dass sie geweint hatte. Am liebsten wäre er sogleich aufgesprungen und hätte ihr beigestanden, doch etwas hielt ihn davon ab. Er fühlte wie seine rechte Hand den blauen Stein umklammerte. Latifees Augen begegneten für einen kurzen Augenblick den seinen. Ein inneres Feuer schien ihn zu verbrennen. Doch im nächsten Moment war sie seinem Blick entschwunden.

Als Lukas zu Bett ging, lag Isek noch wach da. Lukas wartete lange Zeit, ehe er zögerlich fragte:

»Ist etwas vorgefallen, Isek?«

Doch Isek schien ihn nicht zu hören. Lukas drehte sich um, er schlief erst spät in der Nacht ein. Sein Schlaf war unruhig.

Schließlich gegen drei Uhr wurde er wach und stand auf. Er sah, dass auch Isek sich im Schlaf hin- und herwälzte, doch konnte er sich keinen Reim darauf machen, denn seine Gedanken waren bei Latifee. Er zog sich an und ging nach draußen. Er schritt durch die kühle Nacht. Doch auch dies konnte ihn nicht beruhigen.

Mit Entsetzen dachte er daran, dass er schon bald weiterreiten würde. Am liebsten hätte er nun seine Aufgabe hingeworfen und wäre hier geblieben. Aber das ging

nicht. Und außerdem, wer garantierte ihm überhaupt, dass Latifee auch nur das Geringste für ihn empfand? Wie konnte er sich nur erdreisten zu hoffen, dass sie etwas für ihn fühlte? Nicht ein einziges Zeichen hatte er hierfür gesehen. Oder doch? War nicht in jenem kurzen Moment, in dem sich ihre Augen begegnet waren, etwas Geheimnisvolles, kaum Fassbares, vielleicht gar nicht Wirkliches in ihren Augen gewesen, etwas, das zart und leise zu ihm herüberschwebte? Oder hatte er sich das nur eingebildet? Er war verwirrt. Und außerdem und schließlich: Was fiel ihm zum Donnerwetter noch mal ein, sich in Iseks Angelegenheiten einzumischen! Er musste sich da heraushalten. Aber das war leichter gesagt als getan. Fast bemerkte er einen Anflug von selbstverhöhnender Dankbarkeit in sich, Dankbarkeit dafür, dass er schon am Morgen weiterziehen musste, dass es eine unter allen Umständen zu erfüllende, wichtige Aufgabe für ihn gab, der er nicht ausweichen durfte und im Grunde auch nicht konnte, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Und wenn auch alles zutiefst in ihm schmerzte, dieser letzte Gedanke half. Er würde einfach gehen. Und dann würde kommen, was kommen musste. Er hatte sich entschlossen und kehrte nun mit klarem Kopf wieder zur Hütte zurück.

Er fand Isek am Frühstückstisch vor.

Der Fischerjan holte eine Karte hervor, auf der die umgebenden Länder aufgezeichnet waren. Sie würden gut zwei Tage durch das Klarwasserseenland reiten, bevor sie die Südöstliche Heide erreichten. Dort würden sie immer dem Großen Lunen folgen, der in Richtung Osten verlief, genau die Richtung, in der, noch sehr weit entfernt, Jonnburg lag. Auch von der Wüste Gaan sprach der Fischerjan:

»Wenn ich auch noch niemals dort gewesen bin, so gebe ich euch doch den guten Rat, euch nicht von der Fata Morgana in die Irre leiten zu lassen. Und ihr müsst sehr sorgsam mit euren Vorräten umgehen. Zwar haben die Weißen Reiter an mehreren Orten entlang des Weges Brunnen gegraben, aus denen ihr Wasser schöpfen könnt, doch diese Brunnen sind für Reiter gedacht.

Wenn irgendetwas dazwischen kommen sollte oder ihr eure Pferde verliert, müsst ihr euch mit den Vorräten sehr vorsehen.«

»Nun, bevor sie in der Wüste sind, werden sie durch die Schnittersteppe kommen«, unterbrach Crinne. »Das Volk der Steppenreiter steht überall in hohem Ansehen, denn die Leute dort sind hart, aber gut, sie sind schlau und ihren Feinden gegenüber gerissen, unerbittlich im Kampf gegen das Böse, zuverlässig, voller Ideen und Einfälle. Von jeher standen sie in brüderlicher Verbindung mit den stolzen, königlichen Weißen Reitern. Der Eiserne König konnte sich im letzten Krieg gegen Grungra bei ihnen dafür bedanken, dass so mancher Weiße Reiter mit dem Leben davonkam.«

Lukas unterdessen wunderte sich, dass Latifee nicht da war. Als ob Crinne seine Gedanken lesen konnte, sagte sie:

»Latifee lässt sich entschuldigen, sie ist krank. Sie wünscht euch beiden, dass ihr eure Aufgabe erfüllen könnt und heil wieder zurückkehrt.«

Nach dem Frühstück überprüften sie noch einmal ihr Gepäck und versorgten die Pferde.

Arafax wieherte ungeduldig, und Bjelafar begrüßte Isek stürmisch, als ob sie merkte, dass mit ihm etwas nicht in Ordnung war. Dann gingen sie mit Jan und Crinne zum Fischmarkt.

Dort herrschte emsiges Treiben. Die Händler boten ihre Waren feil und übertrafen sich dabei gegenseitig an Lautstärke. Lukas war beeindruckt von der Größe des Marktes und der Vielfältigkeit dessen, was angeboten wurde.

Da gab es die verschiedensten Fischarten aller Art. Aber es gab auch allerhand anderes Nützliches, wie Material zum Ausbessern von Segelschiffen, Ketten und Anker, Taue und Maste, Fischernetze, Angelruten und Haken, Ösen mit Würmern, Fischerkleidung, kurzum alles, was für das Fischerhandwerk erforderlich war.

Darüber hinaus stellten auch Händler aus den umgebenden Ländern ihre Waren aus.

Alles, was zum Leben in der Steppe nötig war, sah Lukas auf den Ständen der Leute der Schnittersteppe. Er bewunderte die gute Arbeit und die Sachen, die sehr haltbar und zweckmäßig aussahen. Im Gegensatz zu den Fischern verhielten sich die Händler der Schnittersteppe ruhig. Man hatte den Eindruck, dass sie gelassen auf die Qualität ihrer Waren vertrauten. Zu Recht, denn es herrschte hier, wie überall, großer Andrang an den Ständen.

Lukas und Isek versorgten sich mit den wichtigsten Vorräten.

Durch Gespräche mit den Leuten der Schnittersteppe erhielten sie so manchen nützlichen Ratschlag, doch erfuhren sie auch beunruhigende Nachrichten: Jenseits des Großen Flusses befinde sich das Land in Bewegung, so dass davon auszugehen sei, dass Grungra etwas im Schilde führe. Auch flögen die Garraks immer häufiger und jedes Mals tiefer in die Südöstliche Heide und in die Schnittersteppe hinein. Viele von ihnen seien schon den Pfeilen der Jäger der Schnittersteppe zum Opfer gefallen, es kämen jedoch immer wieder neue nach. Hier und da sei sogar ein feindlicher Spähtrupp im Lande gesichtet worden, doch wäre es nie zum Kampf gekommen, denn sobald sie sich entdeckt fühlten, zögen sich die Späher Grungras zurück. Lukas und Isek wurden gewarnt, auf der Hut zu sein, sobald sie in die Südöstliche Heide und, mehr noch, in die Schnittersteppe vordrängten.

Sie kamen zu den Ständen der Südöstlichen Heide, die sich in der Mitte des großen Marktplatzes befanden. Ganz in der Nähe war eine Bühne, auf der eine Gruppe Musik spielte.

»Die Leute der Südöstlichen Heide sind berühmt für ihre Musikinstrumente, deren Bau und Klang unnachahmlich sind«, bemerkte Isek zu Lukas hin.

Sie lauschten eine Weile der herrlichen Musik, die hier das Geschrei der Marktweiber übertönte. Dann durchstöberten sie die nahgelegenen Stände. Lukas bestaunte die mannigfaltigsten und seltensten Kräuter, von denen sogar er manche nicht kannte. Das erinnerte ihn an den

Mirrewald und Mirre. Wie es Mirre wohl gehen mochte? Unwillkürlich umklammerte seine rechte Hand den blauen Stein.

Da verstummte mit einem Schlag die Musik. Lukas und Isek fuhren herum. Die Menge brach auseinander und machte den Weg frei für einen Trupp Reiter, der ohne jede Rücksicht auf die Mitte des Marktes zuhielt. Sie sprangen zur Seite. Der Trupp kam vor der Bühne zum Stehen.

Ein hünenhafter Mann in schwarzer Rüstung sprang aus dem Sattel und schwang sich auf die Bühne. Die Musiker hatten längst das Terrain geräumt. Der Mann stand alleine da, doch füllte seine beeindruckende Größe und seine Ausstrahlung den ganzen Raum um ihn herum aus. Lukas sah, dass sein Gesicht hart und gnadenlos über die Menge hinwegblickte, die sich ihm nun in ängstlich wartendem Schweigen zuwandte.

Lukas hatte plötzlich den dringenden Wunsch zu verschwinden. Er machte einen Schritt zurück und stellte sich dicht hinter Isek. Den blauen Stein, den er bisher immer offen um den Hals getragen hatte, versteckte er nun.

»Das ist Histur, einer der Hauptmänner der Schwarzen Armeen Grungras«, flüsterte Isek. »Ich wüsste zu gerne, was der hier sucht. Es muss schon etwas Besondere sein, wenn Grungra ihn schickt.«

»Er muss tollkühn sein, wenn er sich so weit in das Land seiner Feinde hineinwagt.«

»Das ist er nicht. Er weiß ganz genau, was er tut, denn er weiß, dass ihm hier niemand gewachsen ist. Er ist unbezwingbar, es sei denn durch die Anführer der Schnittersteppe oder die Anführer der Weißen Reiter. Doch auch dies ist zweifelhaft. Ich persönlich glaube, dass nur eine Hand ihn zu fällen vermag.«

»Wessen Hand?«

»Das Schwert in der Hand des Eisernen Königs selbst.«

Nicht lange währte die Stille, da hob der Schwarze Hauptmann mit furchterregender Stimme an:

»Volk der Fischer! Ich spreche zu euch im Namen der Gebieterin des Landes jenseits des Großen Flusses. Dies ist die Stunde, in der ihr die Wahl habt, euer nacktes, jämmerliches Leben zu retten oder durch die Macht der Gebieterin vernichtet zu werden.«

Ein leises Raunen ging durch die Menge.

»Die mächtige Herrscherin erwartet von euch nur ein kleines, unbedeutendes Zeichen eures Gehorsams. Gewährt ihr dieses lächerliche Präsent, so werdet ihr verschont bleiben. Verweigert ihr euch aber, so werden Krieg und Tod euer Lohn sein. Dies aber ist das Zeichen eurer Klugheit und Einsicht, das die Herrscherin der Nacht von euch verlangt: Dass ihr beim nächsten Neumond ein Boot auf den Großen Fluss an das westliche Ufer rudert. In dem Boot aber soll sitzen der Träger des Steins.«

Damit sprang Histur von der Bühne herunter und schwang sich auf sein Pferd. Der Trupp der Schwarzen Reiter machte kehrt, donnerte zurück durch den Markt und war alsbald den Blicken entschwunden.

Es herrschte Totenstille.

Lukas war gelähmt vor Entsetzen. Der Träger des Steins, das war doch er, er selbst und niemand anderes! Er merkte, wie Isek ihn musterte. Warum er, was war so Besonderes an ihm? Wieso wollte Grungra ihn? Wieso ausgerechnet ihn? Was konnte er ihr von Nutzen sein? Was hatte es auf sich mit dem Stein? Hatte es damit eine besondere Bewandnis? – Die Gedanken wirbelten nur so in Lukas Kopf herum. Er wurde abrupt aus ihnen herausgerissen, als Isek mit scharfer Stimme zu ihm sprach:

»Du wirst selbstverständlich nicht darauf eingehen, Lukas!«

»Nein, sicher nicht«, antwortete Lukas.

»Was hat es mit dem Stein auf sich?«, fragte Isek.

»Ich kann dir nicht sagen, welche Bewandnis es mit dem Stein hat. Sein Geheimnis ist auch mir verborgen. Mirre gab ihn mir beim Abschied mit den Worten: »Diesen Stein trugst du, als wir dich fanden. Jetzt, wo du auf die Suche nach Arafax gehst, möchte ich ihn dir zurück-

geben, auf dass er deinen Weg wohl geleite und dir Glück bringe. Wo immer du auch sein magst, umschließe den Stein, und ich bin mit dir. Was immer deine Ohren auch hören, deine Augen sehen und dein Herz fühlen mag, ich werde es hören, ich werde es sehen und fühlen, als wäre ich bei dir am selben Ort.« Mehr kann ich über den Stein nicht sagen. Halt, doch: Es scheint so zu sein, dass eine innere Stimme zu mir spricht, wenn ich ihn umfasse. Es ist nicht Mirres Stimme oder vielleicht doch? Es könnte ihre Stimme sein. Und dann, so scheint es mir, träume ich seltsame Träume in letzter Zeit. Es mag sein, dass es irgendwie mit diesem Stein zusammenhängt. Aber sicher bin ich mir da nicht.«

Lukas holte den Stein hervor. Der Stein leuchtete in bläulichem Licht. In seinem Inneren sah man einen winzig kleinen, schwarzen Punkt, der rasch größer wurde.

»Das ist Aibur!«, rief Lukas. »Mirre schickt uns ihren Raben.«

»Wie lange braucht der Rabe der Kräutermirre, bis er bei uns ist?«, fragte Isek.

Lukas dachte einen Moment lang nach, dann antwortete er:

»Er ist ein sehr schneller Flieger, sogar schneller als die gefiederten Kundschafter Grungras, die Garraks. Wenn nichts dazwischen kommt, braucht er nur ein paar Stunden bis zu den Mirrebachfällen. Von dort aus zwei bis drei Stunden zum Haus des alten Frieder und danach etwa vier weitere Stunden bis hier.«

»Dann können wir nicht auf ihn warten«, hörte er die fremde Stimme einer Frau hinter sich.

Leute aus der Schnittersteppe traten an sie heran:

»Steck den Stein weg!«, befahl die Frau. »Nehmt diese Waffen. Sie sind gearbeitet von unserem Volk. Ihr werdet so leicht keine besseren finden.«

»Ihr tut sehr viel für uns, wo ihr uns doch gar nicht kennt«, sagte Lukas. »Was können wir für euch tun?«

»Du bist uns wichtig, weil du wichtig für Grungra bist«, antwortete die Frau. »Wir wollen nicht, dass der

Stein in ihre Hände fällt. Deshalb geben wir Euch dies alles. Mehr noch, wir werden dich begleiten.«

Der Reihe nach stellten sie sich nun vor:

Urrtocck und Tschiraan, die beiden Jäger der Schnittersteppe und Siramee, die ganz in Büffelleder gekleidete Anführerin.

Die Jäger der Schnittersteppe schwangen sich auf ihre Pferde und forderten Lukas auf, es ihnen gleich zu tun. Zu ihnen gesellte sich Jannis, des Furtians Sohn, der beschossen hatte, die Gefährten zu begleiten.

Erst als sie Witfoolt weit hinter sich gelassen hatten, fiel Lukas auf, dass sie sich von Latifée nicht verab-schiedet hatten, und Wehmut erfüllte ihn.

Schweigend ritten sie in einer Linie durch die Nacht: vornweg Jannis auf Foolt, der weißen Stute, der sich hier, wo er zu Hause war, am besten auskannte, gefolgt von Isek auf Bjelafar und Lukas auf Arafax, der, wie Lukas fühlte, seltsam erregt war. Dahinter ritten die Jäger der Schnittersteppe: Urrtocck und Tschiraan. Den Schluss bildete Siramee auf Turondir, dem Rappen.

Obwohl Jannis die Gegend kannte, denn sie befanden sich noch innerhalb des Klarwasserseenlandes, wenn auch die Gegend nun unbewohnt war, so war es doch Siramee, die sich nicht eher zufrieden gab, bis sie selbst ein sicheres Versteck vor Anbruch der Morgendämmerung gefunden hatte. Jannis musste zugeben, dass er selbst ein solches Versteck niemals entdeckt hätte. Der Lunen hatte im Spätfrühling, wo er durch die Schneeschmelze im Mirregebirge Hochwasser führte, das Wurzelwerk einer mächtigen alten Eiche zum größten Teil unterspült und freigesetzt. Jetzt jedoch, wo der Winter bis in die tieferen Regionen des Mirrewaldes vorgedrungen war und sein kalter Arm bald auch nach dem Grünland und Klarwasserseenland greifen würde, hatte sich der große Fluss weit in sein Bett zurückgezogen, so dass die Eiche in einiger Entfernung zum Wasser stand. So groß und mächtig aber war der Stamm und so weit verzweigt und tief das Wurzelwerk, dass man unter dem Stamm ein ganzes Vorratslager hätte anlegen können, so dass der kleine Trupp mitsamt den Pferden mühelos



Platz finden konnte. Doch hätte Siramee sich damit nicht zufrieden gegeben, wäre nicht das Wurzelwerk durch eine dichte Decke des herabgefallenen Laubes unsichtbar gewesen. Sie gruben sich einen Eingang unter das Wurzelwerk, traten ein und verschlossen die Lücke sorgsam wieder bis auf zwei kleine, gegenüberliegende Spalte. Dort postierten sich Tschiraan und Urrtocck als Wache. Siramee bereitete unterdessen mit erstaunlicher Schnelligkeit ein kleines Mal vor. Sie verstand es nicht nur, ein rauchloses Feuer zu entfachen, sondern dieses auch so genau unter Kontrolle zu halten, dass weder die Gefährten unter der Hitze leiden mussten noch dass das Wurzelwerk des Baumes damit in Berührung kam. Lukas bewunderte das Können und die Art der Jägerin, die offensichtlich seine Blicke zu deuten wusste, denn sie sagte zu ihm:

»Handwerk unseres Volkes. Das tägliche Brot der Steppe. Nichts Besonderes. Wir werden sehr viel mehr gefordert werden, wollen wir unser Ziel erreichen.«

Mit diesen Worten verteilte sie das Mal an die Gefährten. Kaum hatten sie gespeist, als Lukas eine große Müdigkeit in sich spürte. Er legte sich nieder und schlief, mit seiner rechten Hand den blauen Stein umfassend, ein. Erneut hatte er einen Traum:

Feinen Spinnweben gleich zogen graue Nebelschwaden unaufhörlich durch den Wald der dunklen Stämme blattloser Bäume, die in gespenstischer Stille wie feingliedrige Gerippe ihre Äste und Zweige von sich streckten. Hin und wieder fiel ein kalter Tropfen auf den harten, steinigen Boden. In zahlreichen Windungen führte ein Pfad durch die Dämmerung vorbei an Schwarzzeichen und Blutbuchen, durch den Wald der Schlangenweiden und Schlundkiefern, tiefer und tiefer hinein in den schattenhaften Nebel. An seinem Ende war ein großes Tor in den Berg geschlagen worden.

Zur Rechten saß auf einem Pferd ein hünenhafter Reiter in silberner Rüstung. An seiner Seite hing ein mächtiges Schwert. Seine linke umfasste einen Speer, dessen Spitze hoch in den Nebel aufragte. Reiter und Pferd

schielen mit dem felsigen Grund verwachsen. Das weiße Pferd blickte starr ins Leere und der Harnisch des Reiters war geschlossen. Ihm gegenüber zu Linken saß ein ebensolcher Reiter, nur trug er über der Schulter einen großen eisernen Bogen, und sein Köcher auf dem Rücken war gefüllt mit Silberpfeilen. In seiner rechten Hand hielt er eine riesige Streitaxt.

Eine Gestalt folgte lautlos dem Pfad und machte vor den Reitern Halt. Sie verbeugte sich, und schleichend erreichte sie das Eiserne Tor. Sie hielt einen Moment lang inne, so als warte sie auf etwas, dann drang sie lautlos durch das verschlossene Tor ins Innere des Berges ein.

Fahles Licht kroch in langsamem, gleichmäßigem Fluss an den Innenwänden entlang herauf und folgte alsdann den sich abwärts windenden, steinernen Stufen in die Tiefe hinab. Unsagbar leise und unendlich fein, eher fühlbar als hörbar war von dort ein Ton zu vernehmen, der aus den Grundfesten des Urgesteins zu kommen schien und der allmählich, je tiefer sich die endlosen Stufen hinunterwandern als Klage laut vernehmbar wurde: ein Chor von Stimmen, eine jede für sich und doch in der ewigen Melodie des Ganzen eingefangen, von dem eine magische Anziehung ausging.

Die schattenhafte Gestalt folgte dem Weg. Immer schneller bewegte sie sich ins Innere des Berges hinein. Sie huschte lautlos die letzten Windungen entlang und erreichte den Grund. Dort herrschte eisige Kälte. Die Wände warfen das bleierne Licht von Eiskristallen in unwirklich scheinenden, schillernd bunten Farben zurück und bündelten einen Lichtstrahl, der genau auf einen Durchgang fiel, der die Form eines Rundbogens hatte. Geblendet hielt das schattenhafte Wesen einen Moment lang inne. Doch dem Weg zur Quelle der unendlichen Melodie folgend glitt es alsbald durch den Rundgang hindurch.

Es trat ein in einen hohen Saal, der von einem seltsam bleichen und kalten Licht erfüllt war und in dem der Chor der Stimmen in unaufhörlichem Kreisen von überall und nirgendwo das Echo seiner selbst zurück-

warf. Licht und Ton schienen gebunden in unendlichen Kreisen eines beinahe lautlosen Tanzes in gespenstischem Widerhall und Widerschein ohne Anfang und Ende. Stumme Wogen des Kluges und unsichtbare Wellen des Lichtes rissen den Schatten in einem mächtigen Sog mit bis ans andere Ende des Saales.

Dort saß auf einem Thron aus Marmor ein Mann von großer Gestalt. Er trug einen grauweißen Bart, der ihm bis auf die Brust herabhing. Die wächsernen Züge seines Gesichtes trugen das Zeichen des Schmerzes, doch lag in seinen Augen zugleich ein Ausdruck von Zorn. Seine rechte Hand hielt den Griff eines Schwertes wie zum Schläge erhoben. Auf seinem Haupte saß die Eisene Krone. Sie war von einem fahlen Lichtschimmer umgeben. In Ihrer Mitte befand sich ein weißer Diamant, der die Quelle des Lichtes zu sein schien. Der Mund des Königs war wie zum Schrei geöffnet. In seinem Herzen aber steckte ein schwarzer Dolch.

## Jonnburg

Zwei große, mächtige Festungen begründeten von jeher die Macht des Reiches der Weißen Reiter und ihres Königs, des Eisernen Königs. Und seit Alters her war die Eiserne Krone eine Trutzerin wider das Böse, das ihr jenseits des Großen Flusses im Westen gegenüberstand. Die eine, Isenburg, lag mitten in der Wüste Gaan am Großen Lundsee, durch den von Süden kommend der Lunen, nun bereits auf seinem langen Weg durch die Trockenheit der Sandwüste zu einem kleinen, schmalen Fluss geworden, hindurchfloss, um vom Nordende des Sees eine zeitlang Richtung Nordosten weiterzufließen, bis er schließlich kurz vor dem Hartholzwald endgültig versiegte. Isenburg war der Ausgangspunkt der Weißen Reiter im letzten Krieg gegen Grungra, der Schwarzen Magierin, gewesen, von wo aus sie letztendlich erfolgreich den Krieg nach Westen geleitet hatten zusammen mit den Jägern der Schnittersteppe, den Bewohnern der Südöstlichen Heide und den Fischern des Klarwasserseelandes. Nach dem Krieg wurde Isenburg zunächst als Wachtposten nach Westen hin weiter ausgebaut. Doch mit der Zeit, mit den Jahren, als es an der Grenze ruhig blieb, ließ die Wachsamkeit der Weißen Reiter allmählich nach. Man vertraute darauf, dass durch den letzten Krieg das Übel aus dem Westen wohl für alle Zeiten ruhig gestellt worden sei, wenn es auch nicht hatte beseitigt werden können.

Unerschütterlicher noch und über alle Maßen stark ruhte die östliche der Festungen, Jonnburg, auf einem hohen Hügel, der von der Stüd, einem reißenden Fluss, der von Nordwesten aus dem Eisernen Gebirge kam, umflossen wurde. Nur nach Südosten hin verließ der Fluss den Fuß des Hügels, um in Richtung Süden weiterzufließen. Dort lag der Torrsee wie ein schützendes Schild vor den Füßen der Stadt. Über die Stüd führte nur eine einzige Brücke, die notfalls hochgezogen werden konnte. Im Inneren des Berges, auf dem Jonnburg im morgendlichen Sonnenglanz ruhte, waren während des ersten Krieges riesige Vorratskammern angelegt

worden für den Fall eines erneuten Überfalls der Schwarzen Zauberin. Doch jetzt rechnete ernstlich niemand mehr damit. So waren die Kammern leergeräumt. In mehreren, von einander unabhängigen Bezirken lag die Festung auf dem Berg. Jeder Bezirk war von einer Mauer umgeben, durch die jeweils nur ein Tor Einlass gewährte. Jonnburgs Mauern schienen so alt wie die Erde selbst und aus ihr herausgewachsen. Sie waren so breit, das zehn Männer nebeneinander darauf entlanggehen konnten. Ganz oben aber, hoch über der Ebene war der innere Bezirk. In seiner Mitte, auf der Kuppe des Berges, standen der Silberpalast des Eisernen Königs und die Halle der Ältesten mit ihrem goldenen Dach. Direkt daneben befanden sich die Halle der Barden und die Halle der Krieger. In den Jahren des Friedens war Jonnburg vor allem zu einer Stätte der Künste und Kultur geworden, zu einem Ort der Überlieferung und des Bewahrens. In der Halle der Barden ruhten die aufgezeichneten Gesänge, die Bücher der Poeten, die alten Sagen und das Wissen von Alters her. Trundes kundiges Wirken verstand es, die gehorteten Schätze wohl zu bewahren und zu mehren. Die große Priesterhalle barg die Mythen aus grauen Vorzeiten und die Aufzeichnungen der alten Propheten unter Horims, des Ersten Priesters, Aufsicht. In der Halle der Krieger mahnten Tafeln an die Gefallenen des Krieges gegen Grungra. Dort war nach dem Ende des Krieges ein silberblättriger Baum gepflanzt worden als Zeichen des Friedens. Er wurde Silberbaum oder auch Friedensbaum genannt. Die Eingangstüre zur Halle der Krieger zierten die Worte des Eisernen Königs, die er sprach, als die Völker nach dem Großen Krieg endlich ihre Waffen niederlegen konnten:

Höret die Worte desjenigen  
Der die Eiserne Krone trägt:  
Legt nieder das Schwert, den Pfeil und den Bogen  
Und wendet das Angesicht ab vom Tode  
Dem Leben entgegen, dem friedlichen Sein  
Und wendet das Angesicht ab vom Leiden

Dem Heilen der Wunden in sinnvollem Wirken  
Entgegen dem Streben im Miteinander  
Auf dass erblühe das Antlitz der Länder  
Die Herzen der Menschen mit Hoffnung erfülle  
Tritt ein und sieh den Baum, den ich pflanzte  
In silbrigem Glanz als Zeichen des Friedens

Die Sonne im Rücken stand eine Frau alleine auf der Außenmauer des Inneren Bezirkes hoch oberhalb der Ebene. Ihr lockiges, bräunliches Haar fiel leicht herab auf ihre Schultern. Ihre Augen blickten nach Westen und verloren sich in der Weite der unter ihr liegenden Ebene. Ruhig und reglos stand sie da, seitdem die Morgendämmerung begonnen hatte, die Nacht zu vertreiben. Sie schien auf etwas zu warten. Doch nichts regte sich unter ihr. Die Stadt lag noch in der Ruhe der weichenden Nacht. Nur die Vögel hatten ihr morgendliches Konzert begonnen. Leise in sich hineinlächelnd lauschte Trunde dem lieblichen Gesang der gefiederten Freunde.

Doch ihr Herz war in Sorge. Ihr Vater, der Eiserne König, war, wie jedes Jahr, aufgebrochen zum Eisernen Berg, um dort, in der Tiefe des Gesteins, in der Heiligen Halle der Vorväter, den Heiligen Gesang zu zelebrieren als Ehrung der Toten in der Gruft der Könige. Dies pflegte er jedes Jahr um diese Zeit zu tun. Und stets hatte er sich nur mit einem kleinen Trupp Reiter auf den Weg begeben, der ihn bis an das Eiserne Tor, das den Eingang zum Inneren des Eisernen Berges bildete, führte. Dann pflegte er, wie Trunde wusste, allein in die Tiefe des Berges hinabzusteigen, bis auf den Grund. Dort lag die Halle der Vorväter, die Heilige Gruft der Könige Jonnburgs, in der er den feierlichen Gesang abhielt. Niemand durfte ihm dorthin folgen. Selbst sie, Königstochter und Meisterin der Barden, hatte noch nie die Heiligen Hallen betreten. Doch der König war diesmal nicht zurückgekommen, und auch von seinem Begleittrupp fehlte bislang jede Spur. Ihre Brüder, Neredar und Hadrubal, hatten zusammen mit den anderen Anführern der königlichen Armeen, Warulf, Jaruk und Rudwig auf den Rat Horims, des Ältesten Priesters, hin einen Sucht-

rupp ausgesandt. Doch auch dieser Trupp war längst überfällig.

Trundes Augen sahen, wie weit entfernt im Westen winzige kleine Punkte aufleuchteten, die sich allmählich näherten. Noch immer stand sie regungslos da. Sie wusste, dass es Weiße Reiter waren, die sich der Festung näherten und deren Silberrüstungen im morgendlichen Sonnenlicht funkelten. Als sie näher kamen, sah sie, dass es viele waren. Sie stutzte. Sie verließ ihren Aussichtspunkt und eilte nach oben zur Großen Gemeinschaftshalle. Sie holte einen Schlüssel hervor und öffnete eine Tür, die ins Innere eines hohen Turmes führte. Darin ging eine Wendeltreppe steil hinauf zu einer kleinen Kammer. In der Decke dieser Kammer war ein kreisrundes Loch, durch das ein Seil herabhing. Trunde schritt entschlossen auf das Seil zu und zog daran. Der dunkle Klang einer Glocke ertönte.

Seit Urzeiten, seit dem Großen Krieg gegen Grungra war der Klang der Silbernen Glocke nicht mehr zu hören gewesen, denn sie wurde nur geläutet, wenn äußerste Gefahr drohte. Im Nu war die ganze Stadt auf den Beinen. Alsbald machten sich in jedem Bezirk die Vorsteher auf zum Inneren Bezirk.

Trunde begann den Abstieg. Als sie unten den Turm verließ und in die Große Gemeinschaftshalle eintrat, war diese bereits halb gefüllt, und ein abruptes Schweigen schnitt den vorherigen Tumult ab. Trunde ging nach vorne. Aller Augen ruhten auf ihr.

»Was veranlasst dich dazu, die Silberne Glocke zu läuten?«, fragte Neredar, ihr Bruder, mit ernster Stimme.

»Du wirst gewiss einen mehr als triftigen Grund dafür haben, Schwester«, sagte Hadrubal.

Um sie herum standen im Halbkreis die Anführer der Heere Jonnburgs und warteten auf eine Erklärung Trundes.

»Natürlich hat sie einen Grund«, warf ein alter Mann ein. »Ich kenne Eure Schwester, des Königs Tochter, so gut wie meinen eigenen Herzschlag«, fuhr Horim fort. »Wie könnt ihr an ihr zweifeln? Doch lassen wir sie

selbst zu Wort kommen, sie hat einen Verteidiger nicht nötig.«

»Isenburg ist gefallen«, sagte sie ruhig.

Für einen Moment herrschte Totenstille.

Als erster fand Jaruk die Sprache wieder:

»Ihr sprecht, wenn ich es so sagen darf, wieder einmal in Rätseln, Meisterin der Barden.«

»Für sie ist es kein Rätsel, sonst würde sie es uns nicht sagen«, warf Horim ein.

»Das Rätsel nähert sich unseren Toren und wird in wenigen Augenblicken um Einlass bitten«, gab Trunde mit trauriger Stimme zurück. »Ein Heer von Weißen Reitern befindet sich auf dem Rückzug, oder soll ich vielleicht besser sagen, auf der Flucht hierher zu uns.«

»Das kann nicht wahr sein!«, rief Warulf.

Er und Rudwig waren die ersten, die nach draußen zur Mauer hin stürzten. Jaruk folgte ihnen. Doch Neredar und Hadrubal, die beiden Brüder, blieben und bedeuteten den anderen, ebenfalls am Ort zu bleiben.

»Wir wissen, dass die Worte unserer Schwester Worte der Wahrheit von jeher gewesen sind. Und das ist auch jetzt so, auch, wenn wir es nicht wahrhaben wollen«, sprach Neredar. »So sage ich Euch dies: In wenigen Augenblicken wird die ganze Stadt wissen, dass Isenburg gefallen ist.«

»Und es wird hier alles seinen Gang gehen«, sagte Hadrubal, »weil wir hart im Nehmen sind und weil jeder weiß, was zu tun ist. Das ist ein Zeichen unserer Stärke. Isenburg ist gefallen, aber Isenburg ist nicht Jonnburg. Jonnburg wird nicht fallen!«

»Das mag sein, Bruder«, entgegnete Neredar, »doch dürfen wir die Stärke des Gegners nicht unterschätzen. Und ich sage euch dies: Die Stärke der Schwarzen Necromancerin ist gewachsen, aus welchen Gründen auch immer. Mehr noch: Wir sind nicht so darauf vorbereitet, wie es sein sollte. Unsere Wachsamkeit hat aus falscher Hoffnung heraus nachgelassen. Isenburg ist der Preis, den wir jetzt dafür zu zahlen haben. Auch ist unser Vater, der Eiserne König, nicht von den Heiligen Gesängen im Eisernen Berg zurückgekehrt. Der Suchtrupp,



den wir nach ihm ausschickten, muss als verschollen gelten. Wie unsere Schwester die Silberne Glocke geläutet hat, so werde ich nun das Weiße Feuer des Krieges auf dem Dach der Halle der Krieger entflammen.«

»Wir dürfen diesmal nicht dort Halt machen, wo wir im vergangenen Krieg stehen blieben«, sagte Hadrubal. »Es kann diesmal nur ein Ziel geben. Die Zerstörung der Schwarzen Armee und die endgültige Vernichtung der Schwarzen Hexe!«

Mit diesen Worten erhoben sich die beiden Brüder und verließen den Raum. Als sie nach kurzer Zeit zurückkamen, wussten alle, dass nun weithin sichtbar das Feuer des Krieges brannte.

Die ersten Flüchtlinge waren währenddessen eingetroffen. Sie berichteten, dass Isenburg zerstört sei und eine große Armee der Schwarzen Reiter auf direktem Weg in Richtung Jonnburg marschiere, während eine zweite Armee auf dem Weg zum Eisernen Berg sei.

»So wie ich die Dinge sehe«, sagte Rudwig, »müssen wir den beiden Armeen Grungras zwei Armeen gegenüberstellen. Eine Armee muss die Verteidigung Jonnburgs übernehmen und eine zweite Armee muss der Schwarzen Armee am Eisernen Berg entgegentreten.«

»Ja, wir müssen uns so aufteilen, wie der Feind es uns vorgibt«, sagte Neredar. »Es macht keinen Sinn einen weiteren Suchtrupp Richtung Eiserner Berg zu schicken, der dann doch nicht zurückkäme. Das wäre ein sinnloses Opfer, das uns unseren Vater und König auch nicht wiederbringen würde. Was auch immer sein Schicksal ist, wir können nicht eingreifen, jedenfalls nicht sofort. Es gibt jedoch auch noch weitere Aufgaben, die unverzüglich zu erledigen sind. Wir müssen die Frauen und Kinder in die unterirdischen Kammern bringen und die Vorratskammern auffüllen. Von allen Aufgaben dürfte die letzte die schwierigste sein, denn uns bleibt dazu nicht mehr viel Zeit.«

»In der Tat«, pflichtete ihm Hadrubal bei. »Was schätzt du, Bruder, wie lange sie brauchen werden?«

»Nun«, antwortete Neredar, »von Isenburg bis hierhin braucht ein Reiter mit einem schnellen Pferd etwa sie-

ben Tage. Eine Armee wird viel länger brauchen, eine große Armee sehr viel länger. Ich denke, es wird mindestens drei Wochen dauern, bis die Schwarzen Reiter vor den Toren Jonnburgs stehen. Wir müssen jedoch versuchen, ihren Weg zu verlangsamen, indem wir ihnen mit kleineren Trupps den Weg erschweren.«

»Das wäre eine Möglichkeit, die aber einem Himmelfahrtskommando entsprechen würde«, entgegnete Hadrubal.

»Nicht, wenn wir erfahrene Leute aussuchen«, sagte Neredar.

»Ich würde diese Aufgabe übernehmen«, bemerkte Jaruk. »Es wird nicht schwer sein, in meiner Armee eine kleine und wendige Truppe vorzüglicher Krieger zu finden.«

Neredar und Hadrubal stimmten ihm zu.

»Wir haben noch eine weitere Hoffnung, auf die wir zählen können: Ferrtocck, Harrtocck und Kuscocck, die Anführer der Jäger der Schnittersteppe«, sagte Neredar. »Es muss unser Ziel sein, Jaruk, uns mit den Jägern abzustimmen.«

Jaruk nickte: »Ich werde die Aufgabe sofort angehen.«

Er verließ den Raum.

»Ein weiteres Problem muss gelöst werden«, fuhr Neredar fort. »Wir müssen versuchen, die alte Allianz wieder herzustellen. Wir müssen die anderen Völker verständigen und unsere Bemühungen, wie damals im ersten Krieg, koordinieren.«

Trunde meldete sich zu Wort: »Es stellt sich die Frage, woher Grungra, die bereits einmal Besiegte, die Hoffnung und Stärke zu ihrem Vorgehen nimmt. Wir dürfen diese Frage nicht unter den Tisch fallen lassen, denn ich glaube, und auch Horim pflichtet mir da bei, dass es eine entscheidende Frage ist. Ich kann diese Frage nicht beantworten«, fuhr sie fort, als sie merkte, dass die Blicke der Versammelten sich ihr hoffnungsvoll zuwandten, »und der Vorsitzende der Priesterschaft auch nicht. Deshalb haben Horim und ich uns beraten und beschlossen, das Orakel zu befragen.«

Ein Raunen ging durch die Menge der Versammelten.

»Schwester, bist du dir darüber im Klaren, was du da vorhast?«, rief Hadrubal. »Noch nie hat jemand gewagt, das unsterbliche Orakel zu befragen. Und das nicht ohne Grund, denn es heißt, wie du ja wohl selber am besten wissen wirst, dass derjenige, der die Stimme des Orakels versucht, das Grab finden wird. Suchst du deinen Tod, Schwester?«

»Es ist nicht so wie du sagst, Hadrubal«, sagte Horim, der Priester. »Die Worte, die über dem Tor am Eingang des Tempels geschrieben stehen, sind in fremder Sprache. Du zitierst die eine Übersetzung dieser Worte, doch es gibt auch noch eine zweite, unbekannte Überlieferung, und mein Gefühl sagt mir, dass diese Version die richtige ist:

Neri brado as turendem  
Situr owe stur morendem?  
Ba pur corde intrainem  
Disent cuelesta spondem!

Dies ist die Sprache der alten Hohepriesterin des Urvolkes unserer Länder, das in längst vergangenen Zeiten lebte. Ich habe mich lange mit diesen Worten befasst. Hier ist meine Übersetzung:

Dunkles Herz willst du versuchen  
Deinen Tod in Blitz und Donner?  
Trete ein, du reines Herz  
Lausche (deiner Fragen) himmlisch Antwort!

Wir werden zum Heiligen Orakel reiten. Wer von uns beiden den Heiligen Tempel zu betreten wagt, das werden wir an Ort und Stelle entscheiden.«

Schweigen lag im Raum.

»Belastet Eure Herzen nicht mit einer weiteren Sorge um Horim und mich. Ihr habt der Sorgen mehr als genug zu erdulden. Nachdem wir, so es das Orakel will, eine Antwort auf unsere Frage erhalten haben, werden Horim und ich umgehend zurückkehren. Es ist die einzige Möglichkeit, den Schlüssel zum Verständnis in uns-

re Hände zu bekommen, um der gewachsenen, uns feindlich gesonnenen Macht begegnen zu können.«

Es wurde beschlossen, dass Hadrubal die Verteidigung Jonnburges übernehmen und Neredar die Armee, die zum Eisern Berg ziehen würde, leiten sollte. Warulf und Rudwig sollten als Botschafter zu den anderen Völkern gesandt werden. Damit wurde die Versammlung aufgelöst, und jeder machte sich an die ihm auferlegten Aufgaben.

Es war weder die Art der Weißen Reiter, sich angesichts der Situation in hektisches Treiben zu verlieren, noch entsprach es ihnen, sich zu einer Kriegsbegeisterung hinreißen zu lassen. Auch als der endlose Strom der Flüchtlinge aus Isenburg eintraf, geriet die Stadt nicht aus der Fassung, wenngleich die Menschen von Mitgefühl und Hilfsbereitschaft erfüllt waren. Grausame Dinge berichteten die Ankömmlinge. Entsetzen und die Strapazen des langen Weges standen ihnen im Gesicht geschrieben. Den ganzen Tag über kamen in verstreuten Gruppen Flüchtlinge an und mussten durch die ansässige Bevölkerung versorgt werden. Viele von den Eintreffenden hatten leichtere Verletzungen, manche auch schwerere, so dass die Ärzte, Schwestern und Pfleger im Haus der Heilung rund um die Uhr im Einsatz waren.

Am zweiten Tag verebbte der Strom der Flüchtlinge allmählich. Viele von den Weißen Reitern, so wurde berichtet, waren im Kampf um Isenburg gefallen. Viele Schwerverletzte hatten die Flucht nicht überlebt. Manch einer war zudem in der Wüste Gaan dem Verdursten zum Opfer gefallen. Außerdem, so berichteten die Ankömmlinge, seien sie immer wieder von den Garraks angegriffen worden, beinahe bis in Sichtweite Jonnburges. Ygral, der Schreckliche, Ungeist und Hauptmann der Schwarzen Reiter hätte zusammen mit Zuchtur, dem grausamen Hünen, die Armee befehligt. Wo diese beiden geritten seien, wären die Weißen Reiter in Panik und Schrecken geflohen, denn dem Speer und der Peitsche Zuchturs und dem Terror des Schwertes Ygrals hätte niemand zu widerstehen vermocht. Auch sei von den beiden Unholden eine Macht ausgegangen, die das

Heer der Weißen Reiter in Furcht und Schrecken versetzt habe, ein Terror in einem Ausmaß, wie ihn auch die alten Kämpfer aus dem letzten Krieg nicht gekannt hätten.

Bereits am Morgen des zweiten Tages war Jaruk mit einem Trupp von etwa neunzig erfahrenen Männern aufgebrochen. Die Hoffnungen der Zurückgebliebenen ruhten auf ihm und seinen Männern.

Bald darauf machten sich auch Horim und Trunde auf den Weg. Banges Hoffen begleitete sie.

Währenddessen liefen die Vorbereitungen zur Ausrüstung der Armee, die zum Eisernen Berg ziehen sollte, an.

Jonnburg war ein Ort des Friedens und der Freiheit. Aber wenn es sein musste, war es auch ein Ort der straffen Organisation. Die Bewohner hatten ein hohes Maß an Selbständigkeit, und sie wussten die Vorbereitungen geschickt und tatkräftig zu gestalten. Sie arbeiteten zügig, aber nicht hektisch, sie arbeiteten ausdauernd, aber nicht ohne Ruhepausen. Und sie arbeiten hart, Tag und Nacht. So dauerte es nur sechs weitere Tage, bis eine erste Armee in voller Ausrüstung und mit voller Verpflegung zum Abmarsch bereit stand. Es war dies der achte Tag, seitdem der Fall Isenburgs bekannt geworden war. Entsprechend dem Plan hatte man sich darauf eingestellt, dass die Truppen Grungras Jonnburg frühestens in dreizehn Tagen erreichen würden. So blieb dieser Armee genügend Zeit, auf direktem und kürzestem Weg den langen Marsch zum Eisernen Berg anzutreten, ohne zu Umwegen genötigt zu sein, um der Schwarzen Armee Grungras auszuweichen. Neredar rechnete mit einem Ritt von etwa zehn Tagen. Seine Armee bestand ausschließlich aus den Einwohnern Jonnburgs, denn die Flüchtlinge aus Isenburg, soweit sie nicht sowieso verletzt waren, brauchten noch Schonung.

Jonnburg, das bis dahin übergequollen war durch den Strom der Flüchtlinge, entließ nun eine endlose Schlange an Reitern in das heraufziehende Morgengrauen. Lange Zeit sahen die Zurückgebliebenen den Wegziehenden nach. Endlich aber schloss sich das äußere Tor

Jonnburgs wieder, und bald war auch der letzte Reiter in der Ferne entschwunden.

Es begann die zweite Stufe der Vorbereitung, die noch schneller voranging. Viele der Flüchtlinge bedurften nicht mehr der Pflege und Betreuung, sondern halfen bei den verschiedensten Arbeiten mit. Außerdem entfiel ein Teil der Vorbereitungen, denn für die zweite Armee, welche der Verteidigung Jonnburgs dienen sollte, brauchten, wenigstens zu diesem Zeitpunkt, noch keine Vorräte angelegt werden. Und so stand, als nur vier weitere Tage vergangen waren, die zweite Armee fertig ausgerüstet zur Verteidigung der Stadt bereit.

Der zwölfte Tag war angebrochen, und zwei Scouts von Jaruks Truppe kamen zurück in die Stadt. Sie berichteten, dass eine gewaltige Armee auf Jonnburg im Anmarsch sei. Die Truppen Grungras nähmen keinerlei Notiz von ihrer Umgebung und ließen alles, was ihnen begegnete, unversehrt. Offensichtlich sei es einzig und allein ihr Ziel, auf direktem Weg so schnell wie möglich Jonnburg zu erreichen. Auch hätten sie zunächst ihren Marsch nicht abgesichert, um, vertrauend auf ihre Unangreifbarkeit aufgrund ihrer Stärke, noch schneller voranzukommen. Doch dafür hätten sie einen hohen Tribut zahlen müssen, denn die Jäger der Schnittersteppe hätten es, unbeeindruckt von der Größe der Armee, im Schutze der Nacht mit den ihnen eigenen, unnachahmlichen Mitteln verstanden, immer wieder Breschen in die Truppen Grungras zu schlagen, ohne selbst bedeutsamen Schaden zu nehmen. Daraufhin hätten die Truppen Zuchturs versucht, ihren Vormarsch durch eine Vorhut zu sichern. Doch hätten sie nicht mit Jaruk und seinen Männern gerechnet, welche die Vorhut, unbemerkt von der Hauptarmee, aufgerieben hätten. Dann seien sie auf Kuskoccks Leute gestoßen, der die Aktionen der Schnitterjäger leite. Er erzählte, dass Harrtocck und Ferrtocck Richtung Südwesten geritten seien, um die anderen Völker zu verständigen und weitere Hilfe von dort zu holen. Zusammen mit den verwegenen Jägern Kuskoccks sei es ihnen gelungen, die feindliche Armee in einen Hinterhalt zu locken, aus dem sie nur

unter erheblichen Verlusten nach langwierigen Kämpfen entkommen könne. Bereits seit zwei Tagen tobe dort die ungleiche Schlacht. Auf Dauer könnten Kuskocck und Jaruk die Stellung dort zwar nicht halten, aber zwei bis drei Tage könne man Zuchtur wohl noch aufhalten. Der Hinterhalt befinde sich in einer Schlucht etwa zehn Tagesritte einer Armee von Jonnburg aus.

»Dann waren die Truppen Zuchturs einen Tag unserer Zeitplanung voraus. Nach jetzigem Stand sind sie ein bis zwei Tage zurück. Deinen Worten nach zu urteilen können daraus etwa drei bis fünf Tage Zeitgewinn für Jonnburg werden«, sagte Hadrubal zu einem der Scouts. »Dies scheinen mir alles in allem gute Nachrichten zu sein. Richte Jaruk aus, dass Neredar und die erste Armee bereits seit vier Tagen auf dem Weg zum Eisernen Berg sind und dass die zweite Armee fertig ausgerüstet ist. Wir haben hart gearbeitet, und wir haben es euch zu verdanken, dass wir nun einen Tag Ruhepause einlegen können, ohne Gefahr zu laufen, den Truppen Grungras unvorbereitet zu begegnen.«

So begannen die ersten Vorbereitungen zur Anlegung eines Vorrats am vierzehnten Tag. Dies war eine weit aufwändigere Aufgabe als zuvor die Aushebung der beiden Armeen. Überall hin ritten Botschafter aus der Stadt ins Umland, um die Bevölkerung in die große Stadt aufzunehmen. Gleichzeitig wurden die Vorräte der Landbevölkerung in großen Trecks auf den Weg in Richtung Jonnburg gebracht. Es war Spätherbst und die ersten Nachtfroste erreichten Jonnburg. Bald würde Schnee die Transportwege schwer passierbar machen. Täglich trafen Pferdewaggons in der Stadt ein. Nach und nach wurden die großen, unterirdischen Vorratskammern aufgefüllt. Es war nun schon der neunzehnte Tag, und die Arbeiten waren noch in vollem Gange.

Scouts kamen aus der Schnittersteppe und berichteten, dass am siebzehnten Tag die feindliche Armee Kuskoccks und Jaruks Trupp überrannt habe und sich nun nur noch sieben Tagesmärsche von Jonnburg entfernt befinde. Kuskocck und Jaruk hätten sich, um größere Verluste zu vermeiden, zurückgezogen. Kuskocck

und seine Leute seien in Richtung Westen geritten. Jaruk sei mit seinen Leuten auf dem Rückweg nach Jonnburg und werde in zwei bis drei Tagen erwartet.

Am achtzehnten Tag erschienen erstmals die Garraks, Grungras gefiederte Schreckensboten, über der Stadt. Doch flogen sie in so großer Höhe, dass sie für Pfeil und Bogen unerreichbar waren. Sie schienen jede Bewegung von Transporten und alles Treiben in der Stadt zu beobachten. Die Einwohner Jonnburgs beschlich ein unangenehmes Gefühl ständiger Beobachtung. Die Anstrengungen wurden verdoppelt. Tag und Nacht kamen die Trecks aus dem Umland und luden ihre Güter ab. Es war der einundzwanzigste Tag und die Vorratskammern der Stadt waren zu dreiviertel gefüllt.

Hadrubal stand auf der Mauer des inneren Bezirkes. Der Himmel war grau und die Luft schneidend kalt. Es begann zu schneien. Unablässig strömten Kolonnen aus dem Umland in die große Stadt hinein, die nun wieder überquoll von Menschen. Bald würde der Schnee ein Weiterkommen für die Trecks schwierig, wenn nicht gar unmöglich machen. Er wusste, dass der Winter die Armee Grungras nicht aufhalten würde, wenn es auch sein mochte, dass er ihren Vormarsch verlangsamt.

Scouts kamen und meldeten, dass die letzten Trecks nur noch einen Tag von Jonnburg entfernt seien. Andere Scouts kamen und berichteten, dass sich die Truppen Grungras bis auf drei Tagesmärsche Jonnburg genähert hätten. Und über der Stadt kreisten die Kundschafter der Schwarzen Zauberin wie Geier. Beinahe lautlos vollzog sich in winterlich erstarrter Landschaft der endlos anmutende Einmarsch der Trecks in die Stadt.

Hadrubal schaute nach Westen. In der Ferne sah er einen Trupp Berittener, zunächst undeutlich, doch nach und nach erkannte er die Gestalten, die abgemagert und froststarrend sich in langsamem, aber gleich bleibendem Galopp auf die Tore Jonnburgs zubewegten. Jaruk und ein kleiner Haufen Männer ritten durch das Große Tor ein. Die Menschen jubelten ihnen zu, denn sie wussten um den Verdienst dieser Männer. Müde und erschöpft wirkten die Gesichter der Reiter, doch winkten sie



freundlich. Hadrubal verließ seinen Aussichtsposten und machte sich auf den Weg zur Großen Speisekammer. Es dauerte nicht lange, da kam Jaruk mit seiner Truppe. Den Männern wurde Essen aufgetischt.

Während Jaruk von den Ereignissen berichtete, wurde allen klar, dass an eine offene Schlacht auf dem Umfeld von Jonnburg nicht zu denken war, denn die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes war zu hoch.

Den ganzen Tag über schneite es ohne Unterlass. Es wurde immer kälter. Der Tag ging in einer früh einsetzenden, langen Dämmerung kaum merkbar in die Nacht über. Immer noch strömten Trecks in die Stadt hinein. Die ersten Erfrorenen waren zu beklagen. Die Überlebenden waren in einem beklagenswerten Zustand und litten unter ihren Erfrierungen. Seit Menschengedenken hatte der Winter nicht mehr mit solch grimmiger Kälte eingesetzt. Allmählich jedoch dünnte sich der Strom der Zuwanderer aus. Nur noch vereinzelte Trecks schleppten sich mühsam über die Schwelle des Großen Tores. Schließlich herrschte Stille. Noch einmal wurden auf den Türmen der Stadt die großen Nachtfackeln von Jonnburg entzündet, doch in undurchdringlich dichtem Schneetreiben verlor sich ihr Schein schon nach wenigen Metern. Die Spuren der letzten Trecks waren bereits zugeschnitten.

Als der Morgen des zweiundzwanzigsten Tages graute, schneite es noch immer. Die Mauern der Stadt schienen unter der grimmigen Kälte zu knirschen. Doch Jonnburgs Mauern waren stark, sehr stark. Selbst der schärfste Frost konnte ihnen nichts anhaben. Die letzten Scouts wurden aufgenommen. Sie berichteten, dass Grungras Truppen Tag und Nacht marschierten, wohl auch, um der eisigen Kälte zu trotzen und nur noch einen knappen Tagesmarsch entfernt seien. Auch diese letzten Spuren wurden unter dem wie ein dichter Vorhang fallenden Schnee begraben. Das Umfeld von Jonnburg lag in makellos weißer Unberührtheit da und die Stadt selbst war völlig zugeschnitten. Die Arbeiten hatten sich durch das ständige Schneeräumen erheblich

verzögert und kamen erst um die Mittagstunde endlich zu ihrem Abschluss.

Die Vorratskammern waren nun beinahe ganz gefüllt. Alle Kinder, Frauen, Greise, Kranke und Verletzte waren in den unterirdischen Höhlen untergebracht worden. Der äußere Ring wurde mit vier Hundertschaften von Wachen bestückt. Für die übrigen Einwohner befahl Hadrubal einen Ruhetag, den letzten, wie jedermann wusste, den es geben würde. Erschöpft und ermattet fielen die Menschen in einen tiefen Schlaf.

Wie tot lag nun die Stadt, und ohne Ende fiel der Schnee.

## Die Gruft der Könige

Der kleine Trupp Reiter ritt durch den Wald der Eichen, Buchen, Weiden und Kiefern. Der Herbst war schon weit vorangeschritten. Viele Bäume hatten ihr Blattkleid von sich geworfen.

Der Eiserne König ritt voran auf seinem königlichen Ross. Sie erreichten den Fuß des Eisernen Berges. Dort bedeutete ihnen der König, ein Lager aufzuschlagen. Er selbst aber ritt weiter in eine enge Schlucht hinein. Der Weg machte eine scharfe Biegung nach rechts und kam plötzlich zu einem Ende.

Der Eiserne König stieg vom Pferd und band es an. Dann trat er auf das Eiserne Tor, die Pforte zum Inneren des Eisernen Berges, zu. Keines Sterblichen Hand vermochte den Eingang zum Inneren des Berges zu öffnen. Doch der König wusste die Worte, derer es bedufte, damit das Tor sich auftat. Von Generation zu Generation wurden diese Worte denjenigen weitergegeben, welche sich am Sterbebett ihrer Väter anschickten, die Bürde der Eisernen Krone auf sich zu nehmen. Niemand außer ihnen kannte diese Worte, deren Geheimnis wohl gehütet wurde. Denn die Worte verschafften Zugang zur Heiligen Halle der verstorbenen Könige Jonnburgs, deren Gebeine seit Urzeiten in den Tiefen des Eisernen Berges ruhten. Seit Menschengedenken huldigte ihnen der Träger der Eisernen Krone einmal im Jahr mit dem Heiligen Gesang. Der Eiserne König sprach die Worte leise und ruhig. Langsam öffnete sich das Eiserne Tor, und seine Flügel schwenkten lautlos zur Seite. Ohne sich umzublicken trat der König ein. Hinter ihm schlossen sich die Pforten.

Dunkelheit umfing den Eisernen König. Er entzündete eine Fackel, deren Schein ihn wie ein Lichtkranz umgab. Langsam schritt er die Stufen in die Tiefe des Berges hinab. Seine Füße kannten den Weg. Nach einiger Zeit erreichte er den Grund. Dort befand sich ein hoher Durchgang in Form eines Rundbogens. An den Innenseiten entlang lief leise Wasser herab, das im Schein der Fackel in kristallklarem Blau leuchtete.

Der Eiserne König trat hindurch und gelangte in einen hohen Saal, der in völliger Dunkelheit da lag. Das Licht der Fackel fiel auf einen Grabstein. Der König beugte sich zur Erde und entzündete eine Kerze auf dem Grab seines Vorfahren. Er löschte seine Fackel. Ein einsames Licht leuchtete ihm entgegen. Er senkte das Knie und gedachte des Toten. Dann erhob er sich und schritt langsam weiter. Er erreichte das nächste Grab. Wieder entzündete er ein Licht und gedachte des Toten in Stille. So wiederholte es sich lange Zeit, und die Halle der Könige, die Heilige Gruft der Väter und Vorväter wurde beseelt von den Lichtern des Gedenkens an die Toten. Als das letzte der Lichter entzündet war, beschritt der Eiserne König den langen Weg bis ans Ende des Saales.

Dort stand ein Thron aus Marmor zu Füßen eines Altars. Auf dem Altar standen drei Schreine. Im Inneren des mittleren Schreines aber lag die erste der Drei, die Eiserne Krone. Ihr zu linken ruhte eine Krone aus Gold, die in ihrer Unverziertheit und Schlichtheit das Abbild unbeschreiblichen Ebenmaßes und großer Schönheit war. Auf Ihrer Stirnseite war eine rundliche Aushöhlung, in der ein schwaches, kaum wahrnehmbares Licht in endlosen Kreisen seine Bahn zog. Ihr ebenbürtig zur Rechten barg der dritte der Schreine eine Krone, deren Schwarz wie die matte Oberfläche aus Ebenholz wirkte. Während der Schein der Kerzen sich im Gold der Krone zur Linken spiegelte, wurde er vom Schwarz der Krone zur Rechten verschlungen. Der König kniete nieder vor dem Altar. Lange Zeit verharrte er gesenkten Hauptes. Dann erhob er sich und schritt die Stufen hinauf zum Altar. Er öffnete den mittleren Schrein und holte die Eiserne Krone heraus. Er wandte sich um, schritt die Stufen hinab und setzte sich auf den Thron. Er setzte die Eiserne Krone auf sein Haupt. Und zu den Toten sang er die Worte des Heiligen Gesanges:

Es ehren die Lebenden totes Gebein  
Der Träger der Krone im Heiligen Schrein  
Zu dienen den Völkern die Krone der Bürde

Zu dienen den Menschen, des Lebens Würde  
Zu Trotzen dem Bösen, der Macht der Vernichtung  
Die Krone des Friedens, der Wiedererrichtung  
Zu hüten Geheimnis, zu wenden die Not  
Im Schweigen des Herzens bis in den Tod

Aus den Tiefen der Gräber aber antwortete der Chor  
der Stimmen der Väter Gebeine:

Wir hören den Schwur des Trägers der Krone  
Beim ehernen Haupte der Toten der Throne  
Zu hüten der Heiligen Gräber Geheimnis  
Bis dass der Tod ihn scheidet vom Leben  
Entbinde vom Schwur dem Sohne entgegen

Dann verstummten die Stimmen und vollkommene Stille trat ein. Der König erhob sich vom Thron, schritt langsam zum Altar empor, nahm die Eiserne Krone vom Haupte und legte sie zurück in den Schrein. Erneut schritt er die Stufen hinab, wandte sich dem Altar zu und kniete nieder.

Nebel begann, sich auszubreiten rings um den Eisernen Berg. Und mit dem Nebel kroch eisige Kälte in das Innere des Berges hinein. Langsam sanken die grauen Schwaden in die Tiefe des Berges hinab. Sie krochen am Grunde entlang und begannen, Gespinsten gleich, die Gruft der Könige zu füllen. Lautlose Schritte begleiteten sie, Schritte der Dunkelheit, Schritte des Todes. Und mit dem Nebel gräulicher Kälte erloschen die Kerzen der Gräber. Der Eisernen König erhob sich. In der linken Hand hielt er die Fackel. Er drehte sich um und zog das Schwert.

## Das Orakel

Trunde, Königstochter und Meisterin der Barden, ritt auf Hasufel, der weißen Stute. Mit ihr war Horim, der Erste der Priester. Horims Pferd Mingor trug seinen Reiter bereits seit Tagen in leichtem Galopp durch das Land der Weißen Reiter. Sie hatten nur wenig Rast gemacht. Auch hatten sie Ortschaften gemieden, denn sie folgten einzig ihrem Ziel und ritten auf kürzestem Weg direkt zum Tempel des Orakels in der Wüste Gaan. Kleines Buschwerk und Gestrüpp, hartes Gras und sandiger Boden säumten ihren Pfad in Richtung Nordwesten. Obwohl der Winter überall sonst auf dem Vormarsch war, wurde es hier zunehmend wärmer. Sie wussten, dass die Wüste nicht mehr fern war.

Hoch über ihnen zogen immer wieder Schwärme von Garraks durch die Lüfte, doch beachteten sie die beiden Reiter nicht. Je weiter sie ritten, desto seltener jedoch zeigten sich die gefiederten Kundschafter Grungras am Himmel. Am späten Nachmittag hatten sie die letzten kärglichen Pflanzen hinter sich gelassen. Vor ihren Augen breitete sich bis an den Horizont der Sand der Wüste Gaan aus.

»Mein Körper ist alt, Tochter des Königs und Schwester im Geiste«, sagte Horim. »Doch mein Körper fügt sich dem Notwendigen. Es ist mein Geist, der müde ist. Es ist mein Geist, der ahnt, dass wir alle uns in schrecklicher Gefahr befinden. Ich suche nicht meinen Tod, und dennoch, wenn es sich so fügen sollte, werde ich bereit sein.«

»Die Gesänge der Barden sprechen weder von Horims Tod, noch deuten Mythen und Weissagungen ihn an«, antwortete Trunde. »Schrecke nicht zurück vor der Aufgabe, die auf uns lastet und derer du mehr als irgendein anderer Sterblicher würdig bist. So sage ich dir, Bruder im Geiste, ich bin mit dir, und ich werde dich nicht verlassen in der Stunde der Prüfung unserer Herzen.«

Nacht breitete sich über ihnen aus, der Morgen kam in kühlem, roten Schein, und immer noch ritten sie da-

hin. Die Landschaft wurde zunehmend hügeliger. Sie kamen an eine Weggabelung.

»Dies ist der Weg nach Isenburg«, sagte Trunde.

Ihr Blick folgte dem Weg, der in nordwestlicher Richtung weiterführend sich am Horizont verlor. Ihr Herz wurde schwer.

»Wir werden diesen Weg verlassen und den Weg zur Linken nehmen, der nach Süden zum Tempel des Orakels führt.«

Sie wussten, dass es nicht mehr weit bis zum Orakel war. In den kühlen, sandigen Felsen, die sie umgaben, suchten sie einen Ruheplatz. Horim fiel in einen unruhigen Schlummer. Trunde lehnte mit dem Rücken zur Wand und wachte über seinen Schlaf.

Horim erwachte spät am Nachmittag.

Sie sattelten Hasufel und Mingor und ritten weiter.

Der Weg machte zahlreiche Windungen und senkte sich allmählich. Zu beiden Seiten ragten Hügel empor, und es dauerte nicht lange, bis die Sonne hinter ihnen verschwand. Mit der Zeit wurde der Pfad schmaler und die Schlucht enger. Bald mussten sie hintereinander reiten. Doch auch dies erwies sich als zunehmend schwierig. Schließlich kamen sie zu einem Halt.

Trunde stieg ab: »Wir werden die Pferde hier zurücklassen müssen.«

Sie streichelte Hasufel: »Du, Hasufel, meine treue Freundin, kannst nicht weiter mitkommen. Warte hier auf mich und Horim. Wenn wir bis Sonnenaufgang nicht zurück sind, so kehre um nach Jonnburg.«

Sie wandte sich ab und schritt auf Horim zu. Gemeinsam gingen sie das letzte Stück des Weges. Trunde hörte das ängstliche Wiehern Hasufels. Es dauerte nicht lange, da verengte sich der Weg erneut. Trunde ging voraus und Horim folgte ihr. War es der Wind, der hier durch diese tief eingegrabene Schlucht wehte oder spielte die Wüste eine akustische Täuschung vor? Es war Trunde, als ob leise, kaum wahrnehmbare Stimmen flüsterten, Stimmen, die wie von Ferne zu ihr durchdrangen, Stimmen, die wie aus alten Zeiten raunten. Trunde hielt an und blickte sich nach allen Seiten um, doch es war

nichts zu sehen. Sie glaubte, Worte zu erkennen, doch waren sie undeutlich. Sie gingen weiter, und die flüsternden Stimmen folgten ihnen. Je weiter sie vordrangen, desto deutlicher waren sie zu vernehmen. Bald konnte Trunde die Worte verstehen:

Ba pur corde intrairem.  
Disent cuelesta spondem!

Konnte das sein?

Ohne Unterlass wiederholten die Stimmen diese Worte, und doch war es nur der letzte Teil der Inschrift über dem Tor zum Tempel des Orakels. Trunde verlangsamte ihre Schritte. Nachdenklich lauschte sie den Stimmen. Es konnte keinen Zweifel geben: »Ba pur corde intrairem. Ba pur corde intrairem. Intrairem, Intrairem.« Trunde schritt wie in Trance weiter.

Horims ruhige Hand griff von hinten an ihre Schulter und hielt sie zurück.

»Wir sind angekommen«, hörte sie ihn sagen und erwachte aus ihrem Traum.

Vor sich sah sie den Heiligen Tempel des Orakels. Ihr Blick fiel auf Horim, in dessen Zügen ein mildes Lächeln lag. Sie erhob ihr Haupt und blickte zum Torbogen empor. Auch hier leuchtete in Zügen aus goldenen Lettern nur die zweite Hälfte der Inschrift auf. Vor ihnen lag die Eingangspforte, und ihre beiden mächtigen Torflügel standen zu beiden Seiten hin offen.

Trunde machte einen Schritt nach vorne und trat ohne Zögern ein. Horim folgte ihr.

Sie befanden sich in einer großen Tempelhalle, in der zahlreiche Säulen hinauf bis zu einer lang gezogenen, ovalen Kuppel ragten. Alles war hier aus weißem Marmor. Und mit ihnen war der Chor der Stimmen eingetreten. Oder kam er in Wirklichkeit aus dem Innenraum der Tempelhalle? Von überall und nirgendwo her kam das Flüstern und schien die zahlreichen Säulen zu umschlingen wie das Band einer Luftschleife, hob sich auf und nieder, drehte sich im Kreise, und entschwand ei-



nem Echo gleich in die Tiefen des Raumes, um sich sogleich erneut den Weg zu den Ankömmlingen zu bahnen, wieder entschwindend und wieder und wieder sich nähernd, mal deutlich hörbar, mal beinahe verstummend wie in unendlicher Ferne.

Und das Orakel sprach:

Am Anfang war der Anfang und war es nicht  
War der Anfang und war es nicht  
War es war es war es nicht nicht nicht  
Am Anfang war das Orakel und war es nicht  
War das Orakel und war es nicht  
War es war es war es nicht nicht nicht

Und das Orakel war die Möglichkeit des Seins  
Möglichkeit des Seins Seins Seins  
Und war es nicht nicht nicht

Und das Sein war das Licht Licht Licht  
Und das Sein war der Ton Ton Ton

Und das Nicht-Sein war das  
Nicht-Licht Nicht-Licht Nicht-Licht  
Und das Nicht-Sein war der  
Nicht-Ton Nicht-Ton Nicht-Ton

Und das Licht Licht Licht  
War eins mit sich selbst selbst selbst  
Und der Ton Ton Ton  
War eins mit sich selbst selbst selbst

Und Licht und Ton waren in gegenseitigem  
Umschlungensein Umschlungensein Umschlungensein  
In der Einheit des immerwährenden  
Tanzes Tanzes Tanzes

Und die Schwingen des Tanzes erfüllten  
Die Weite des Seins Seins Seins

Und das Sein berührte das  
Nicht-Sein Nicht-Sein Nicht-Sein  
Und das Nicht-Sein berührte das  
Sein Sein Sein

Da zerbrach brach brach  
Die Einheit des Lichtes  
Und die Einheit des Tones  
Zerbrach brach brach

Mit einem Mal verstummte das Echo des Chores. Nun kamen die flüsternden Stimmen gebündelt von einem Ort, der in ihrem Rücken lag. Es klang als stünde jemand hinter ihnen:

Und das helle Licht und der weiche Ton  
Nahmen die übergestaltliche Existenz Weißmirres an

Trunde und Horim wandten sich um, doch sahen sie nichts.

Und wieder erklang eine Stimme, diesmal von der entgegengesetzten Seite her:

Und das schwarze Licht und der harte Ton  
Nahmen die übergestaltliche Existenz Schwarzmirres an

Erneut drehten sich Horim und Trunde um, doch auch diesmal war nichts zu erkennen. So ging es abwechselnd hin und her. Zunehmend empfanden sie sich als Zentrum, aus dessen Mitte sie die eine Kraft mal zu der einen, die andere Kraft hingegen zur anderen Seite ziehen wollte.

Und Weißmirres Licht war golden  
Und auf ihrem Haupte trug sie die Goldene Krone

Schwarzmirres Licht aber war dunkle Nacht  
Und auf ihrem Haupte trug sie die Schwarze Krone

Weißmirres Krone leuchtete in strahlendem Gold  
Schwarzmirres Krone aber stand in schwarzem Feuer

Jede von ihnen war im Klang ihres Tones  
Und ohne die andere  
Jede von ihnen war im Klang ihres Tones  
Und ohne die andere

Das Licht Weißmirres breitete sich aus  
Und durchdrang die unendlichen Weiten des Seins  
Und die Finsternis Schwarzmirres breitete sich aus  
Und durchdrang die unendlichen Weiten des Nicht-  
Seins

Und das Licht Weißmirres traf auf das Licht Schwarz-  
mirres  
Und das Licht Schwarzmirres traf auf das Licht Weiß-  
mirres

Weißmirre vernahm den Ton Schwarzmirres  
Und Schwarzmirre vernahm den Ton Weißmirres

Erneut kam das Echo von überall und nirgendwo wie  
von tausend flüsternden Stimmen:

Da wurden sie einander gewahr gewahr gewahr

Der Chor der Stimmen bündelte sich wieder an den  
beiden Orten und fuhr fort:

Und das goldene Licht Weißmirres versuchte  
Sich mit der Dunkelheit Schwarzmirres zu vereinigen  
Doch es zerstreute sich dabei  
Und das dunkle Licht Schwarzmirres versuchte  
Das helle Licht Weißmirres zu verschlingen  
Doch es verzehrte sich dabei  
Und wurde zu grauem Nebel

Und der weiche Ton Weißmirres versuchte  
Sich mit dem harten Ton Schwarzmirres zu vereinigen  
Doch er zerfiel in Disharmonie  
Und der harte Ton Schwarzmirres versuchte  
Den weichen Ton Weißmirres zu durchdringen  
Doch er löste sich dabei auf in lautlose Stille

Da grollte Schwarzmirre Weißmirre  
Und Weißmirre grollte Schwarzmirre

Und von den Wänden wurde ein Echo von tausend  
flüsternden Stimmen zurückgeworfen und umschlang  
die Säulen des Tempels in unendlichen Kreisen:

Und sie verfielen in ewigen Kampf Kampf Kampf

Aus ihrem Rücken erklang wieder eine klare, helle  
Stimme:

Es war Schwarzmirre, die Weißmirre die Goldene Kro-  
ne entriss. Und Weißmirre verlor das Bewusstsein ihrer  
selbst. Doch noch im Fall entriss sie der Schwester die  
Schwarze Krone. Schwarzmirre verlor das Bewusstsein  
ihrer selbst, und sie nahm die Gestalt des Todes und der  
Vernichtung an. Und Weißmirre nahm die Gestalt des  
Lebens und der Liebe an

Es fiel aber die goldene Krone Weißmirres in die Welt  
Und es fiel die Schwarze Krone Schwarzmirres in die  
Welt

Noch ehe die Worte endeten, begann das Echo von  
neuem:

Am Anfang war der Anfang und war es nicht  
War der Anfang und war es nicht  
War es war es war es nicht nicht nicht

Der Chor der Stimmen durchlief dieselbe Reihenfolge  
bis zum Ende, um sogleich wieder von vorne zu begin-

nen. So vollzog sich der Kreislauf der Worte wieder und wieder, ohne Stillstand, im nie endenwollenden Zyklus, ohne Anfang und Ende, ohne Zeit, als Spiegelbild der Ewigkeit.

Sie wussten nicht, wie lange sie dagestanden hatten, reglos im Banne der Worte, bis schließlich Trunde ihre Hände erhob. Und ihre Stimme erklang mit großer Klarheit:

»Im Namen der Völker des Friedens, im Namen des Lebens stehe ich hier als Bewahrerin und frage: Wer ist Grungra?«

Das Flüstern erstarb.

Erneut fragte Trunde: »Wer ist Grungra?«

Es herrschte Totenstille.

Und Trunde fragte: »Was müssen wir tun ?

Und der Chor der Stimmen antwortete:

Der Träger des Steins

Der Träger des Steins

Lasse dich finden vom Träger des Steins

Lasse dich finden vom Träger des Steins

Träger des Steins

Träger des Steins

Wieder und wieder erklang der Chor der Stimmen. Doch jedes Mal waren die Stimmen leiser zu vernehmen. Der immergleiche Inhalt ihrer Worte entschwand allmählich in den Tiefen des Raumes, bis vollkommene Stille eintrat. Horim und Trunde standen wie gebannt da.

Plötzlich wurden sie durch ein Geräusch außerhalb des Tempels aufgeschreckt. Sie wandten sich um und schritten auf den Ausgang zu. Sie traten hinaus. Doch kaum hatten sie dies getan, als die Pforten des Tempels sich hinter ihnen unter einem gewaltigen Donner schlossen. Und der Boden erzitterte.

## Latifée

Dämmerung war wolkenverhangener Nacht gewichen. Siramee hatte die ganze Zeit über gewacht. Alles war ruhig geblieben. Nun weckte sie die Schlafenden. Sie verließen ihr Versteck. Langsam wegen der Dunkelheit und vorsichtig wegen möglicher Spione Grungras ritten sie durch abgelegene Gegenden des Klarwasserseenlandes. Es dauerte nicht lange, da kamen sie an eine Weggabelung, und Jannis bedeutete ihnen zu halten:

»Dies hier«, er wies zur Rechten, »ist der Weg nach Südwesten. Er führt entlang des Lunens zum Grünland und von dort weiter durch das Grasland zum Lunenfall.«

»Von da aus geht es hinauf in den Mirrewald zu Mirres Haus«, ergänzte Lukas. Er dachte an Mirre und Aibur. Ob der Rabe sie in der Dunkelheit finden würde? Er zweifelte daran.

»Der Weg zur Linken«, fuhr Jannis fort, »ist der Weg nach Jonnburg. Er führt durch die Südöstliche Heide in die Schnittersteppe hinein.«

»Und von dort weiter in die Wüste Gaan«, ergänzte Siramee. »Mitten in der Wüste Gaan liegt das geheimnisumwobene Orakel, an dem der Weg in unmittelbarer Nähe vorbeiführt, bis er auf die Stüd trifft, die in der Wüste nur noch ein kleiner Fluss ist. Wenn wir die Stüd überquert haben, werden wir erneut auf eine Weggabelung treffen. Zur Linken, in nordwestliche Richtung, führt der Weg dann nach Isenburg und zur Rechten, in südöstliche Richtung, nach Jonnburg.«

Sie nahmen den Pfad zur Südöstlichen Heide. Es begann zu regnen, so dass sie nach kurzer Zeit bis auf die Haut durchnässt waren. Bjelafar und Foolt ließen die Köpfe hängen, doch Arafax schritt hocherhobenen Hauptes durch die Nacht. Stunde um Stunde verging, bis sie schließlich die Grenze zur Südöstlichen Heide erreichten. Sie verließen die grüne Seenlandschaft mit den Farbtupfern menschlicher Behausungen und traten ein in eine rötlich-braune Heidelandschaft, die in der

Hauptsache geprägt war von niedrigem Buschwerk und Lebensbäumen.

Die Heide hatte sich auf den Winter vorbereitet. Doch die Gefährten konnten in der Dunkelheit von alledem nichts sehen. Schweigend ritten sie hinein in die regenverhangene Hügellandschaft. Im Klarwasserseeland hatte Jannis sie kundig geleitet, doch hier, in der Südöstlichen Heide, ritt Siramee an der Spitze. Sie erwies sich als ausgezeichnete Führerin. Bald schon verließ sie den Hauptweg und nahm abgelegene Pfade durch die hügelige Heidelandschaft. Die Nacht war lang, denn der Herbst war weit fortgeschritten, und die Nacht war kühl hier auf den weiten Flächen der Heide. Doch die Nacht fand allmählich auch ihr Ende. Sie mussten nach einem neuen Versteck Ausschau halten. Siramee fand einen geeigneten Unterschlupf in einem dichtbewaldeten Hain von Lebensbäumen. Dort nahmen sie eine karge, kalte Mahlzeit zu sich, denn Feuer duldete Siramee nicht.

»Müssen wir uns verstecken vor einem Garrak?«, fragte Isek. »Wir sind doch bewaffnet. Wir könnten länger und schneller bei Tag reiten und würden so unser Ziel viel eher erreichen.«

»Wenn wir es erreichen würden in diesem Fall«, entgegnete Siramee. »Natürlich sind wir einem Garrak gewachsen, auch zwei, drei oder vier, ja einem ganzen Dutzend von ihnen. Doch es sind weniger die spitzen Schnäbel und scharfen Krallen der Garraks, die ich fürchte, als vielmehr ihre Augen, die uns in der Helligkeit des Tages nur allzu leicht finden könnten, so dass ihre Meisterin sehr bald wüsste, wo sich ein gewisser Steinträger aufhält. Es würde nicht lange dauern, bis wir die Verfolger auf den Fersen hätten, und es wäre fraglich, ob wir es dann bis Jonnburg schaffen würden, denn bis dorthin ist der Weg noch sehr weit.«

Sie machten sich ein ungemütliches, regennasses Lager zurecht. Nach und nach schliefen sie, ermüdet vom langen Ritt, schließlich ein. Die erste Tagwache ging an Lukas und Siramee. Als sie Urrtoock und Tschiraan weckten, war nichts Außergewöhnliches vorgefallen.

Wieder wachte Siramee den ganzen Tag, und Isek fragte sie: »Sind die Frauen der Schnittersteppe alle aus dem Holz, aus dem du geschnitzt zu sein scheinst? Brauchst du keinen Schlaf?«

»Die Reiter der Schnittersteppe können, wenn es die Lage erfordert, offenen Auges und wachen Geistes Kraft und Stärke beim Reiten auf ihren Pferden finden. Ich bin ausgeruht. Ich bedarf des Schlafes nicht.«

In der nächsten Nacht überquerten sie zweimal den Großen Lunen und ritten auf die Ausläufer der Heide-landschaft zu. Noch immer strömte es vom Himmel herab, doch keiner von ihnen beachtete es mehr. Als sie die Grenze zur Schnittersteppe erreichten, gab Siramee allen ein Zeichen. Sie hielten an.

»Ich bin beunruhigt. Wir sind bis hierhin gelangt, ohne auch nur einmal in die Nähe von Gefahr zu kommen. Da stimmt etwas nicht. Auch am Tage habe ich keinerlei Anzeichen von Gefahr entdeckt. Nicht einmal einen Garrak habe ich gesehen. Ich möchte wissen, was dies bedeutet. Ich bin froh, dass wir nun in mein Land kommen, denn dort sind wir sicherer. Im Land unserer Väter und Vorväter kennen wir uns so gut aus, dass wir auch bei Nacht schnell reiten können«, bemerkte sie mit einem Blick zu Isek hin.

Sie gab ihrem Hengst die Sporen. Die anderen folgten. Lukas merkte, wie erleichtert die Pferde waren, endlich freien Lauf zu haben. Arafax war anfangs schwer zu bändigen. Er litt es nicht gut, hinter anderen Pferden zu galoppieren. Immer wieder musste Lukas ihm gut zure- den. Mehr als einmal wieherte der König der Wildpferde ungehalten und ungeduldig auf. Siramee gab ein schar- fes Tempo vor. Das Gras der Schnittersteppe flog an den Flanken der Pferde vorbei. Stunde um Stunde ritten sie so weiter. Ohne Unterlass peitschte ihnen der kalte Regen ins Gesicht. Das hohe Gras lag wie ein Meer aus- gebreitet vor ihnen, doch konnten sie auch diesmal in der Dunkelheit nichts von der Landschaft erkennen. Nur Siramee, Urrtocck und Tschiraan kannten die Step- pe in ihrem Herzen und wussten stets genau, wo sie sich befanden.



Plötzlich, wie aus dem Nichts, stand ein Trupp Reiter vor ihnen und schnitt ihnen den Weg ab. Die Pferde kamen abrupt zum Stehen. Ehe sie sich versahen, umschnürten Lassos die Gefährten und rissen sie zu Boden. Im nächsten Moment fanden sie sich gefesselt. Einzig und allein Siramee war noch frei und im Kampf begriffen. Isek machte verbissene Anstrengungen, seine Fesseln zu lösen. Doch plötzlich ließen die Angreifer ab: »Löst ihre Fesseln, das sind Freunde«, befahl Siramee. Sofort wurden die Stricke durchgeschnitten.

»Sind das deine Freunde, Siramee?«, schimpfte Isek.  
»Schöne Freunde, die du da hast. Fallen einfach aus dem Hinterhalt über uns her!«

»Du musst entschuldigen«, sprach einer der Fremden, »aber wir sind von jeher auf der Hut gewesen und dulden keine Fremden in unserem Land. Das ist der Tribut an Wachsamkeit und Härte, den Grungra uns abverlangt.«

»In der Dunkelheit der Nacht können selbst die Augen unserer Jäger Freund und Feind nicht immer auf den ersten Blick voneinander unterscheiden«, sagte Siramee.

»Besonders nicht in diesen Zeiten, in denen wir doppelt wachsam sein müssen«, ergänzte ein hochgewachsener Mann, dessen wettergegerbtes Gesicht im Schein einer entzündeten Fackel die Erfahrung vieler Anstrengungen und Gefahren widerspiegelte.«

»Dies«, erklärte Siramee zu den Gefährten hin gewandt, »sind Harrtoock und Ferrtoock, zwei der drei Anführer unseres Volkes, mit einem kleinen Trupp Jäger. Und dies hier«, fuhr sie, zu den Jägern der Schnittersteppe hin gewandt, fort »sind Lukas aus dem Mirrewald, Isek, des alten Frieders Sohn aus dem Grünland, und Jannis aus dem Klarwasserseenland.«

»Du bist sehr freizügig mit deinen Auskünften über uns gegenüber Fremden«, sagte Ferrtoock. »Was veranlasst dich, fremdes Volk durch unser Land zu führen?«

Lukas bemerkte die wachsende Spannung und sah, dass Isek drauf und dran war, in Kampfstellung zu gehen.

»Ich habe Verständnis für eure Vorbehalte«, sprach Siramee, »und es ist gewiss nicht meine Gewohnheit, Fremde in der Dunkelheit der Nacht durch unser Land zu führen wie eindringende Spione. Doch ich will euch erklären, wie es dazu kam. Ich bin sicher, dass ihr mir und meinen Freunden dann nicht nur Verständnis, sondern auch Hilfe zukommen lasst.«

Siramee forderte die Gefährten auf, von den Ereignissen zu berichten.

Lukas erzählte vom Überfall der Garraks im Grasland,

Isek berichtete vom Angriff der schwarzen Kundschafter Grungras am Tag des Erntefestes im Grünland. Er sprach vom Beschluss der Bauern, sich zu rüsten für den Kampf gegen Grungra und Botschafter nach Jonnburg zu senden.

Jannis hob an und erzählte vom Erscheinen Zuchturs auf dem Fischmarkt von Witfoolt und der Forderung Grungras, Lukas auszuliefern.

Die Gesichter Harrtoccks und Ferrtoccks waren ernst. Schließlich sagte Ferrtocck:

»Das sind schlechte Nachrichten. Du, Lukas aus dem Mirrewald, scheinst eine wichtige Rolle in all dem Geschehen zu spielen. Doch welche Rolle, ist mir noch unklar. Der blaue Stein, von dem die Rede war, trägst du ihn bei dir?«

Lukas holte den Stein hervor.

»Das ist also das Kleinod, nach dem die Schwarze Hexe trachtet«, rief Harrtocck aus. »Ihr habt gut daran getan, es in der Dunkelheit vor den Augen der Späher Grungras zu verbergen. Verzeiht uns unser Vorgehen von eben, aber ihr werdet es besser verstehen, wenn wir euch berichten, was im Norden, Westen und Osten vorgefallen ist. Es scheint ein besonderes Kleinod zu sein, wenn Grungra mit dem Ultimatum des Krieges hinter ihm her ist. Was hat es für eine Bewandnis mit dem Stein? Willst du uns sein Geheimnis verraten, Lukas aus dem Mirrewald? Du musst es nicht. Doch könnte es dir und uns allen von Nutzen sein, den Grund zu erfahren, weshalb die Hexe jenseits des Großen Flusses nach dem Stein trachtet.«

»Diese Frage wurde mir schon einmal gestellt, Harrtocck. Und schon einmal konnte ich sie nicht beantworten. Ich bin um nichts klüger geworden. Zwar fühle ich, dass der Stein Macht besitzt, eine geheimnisvolle, verborgene Macht. Wenn ich ihn umfasse, so scheint es, dass die Stimme Mirres zu mir spricht, doch höre ich sie eigentlich nicht wirklich, so wie ich auch nicht um die wirkliche Kraft des Steines weiß. Es fühlt sich an wie Mirre, aber er ist nicht ihre Stimme. Oder doch? Sie ist es und sie ist es zugleich nicht. Und ich sagte ja bereits, dass ich oft träume. Es mag sein, dass es mit dem Stein zusammenhängt. Doch sicher bin ich mir da nicht. Dann wiederum scheint es mir, dass mich der Stein in eine gewisse Richtung zieht, doch das merke ich nur höchst selten. Wir scheinen sowieso in die Richtung zu gehen, in die er uns vielleicht führen will. Aber ob das wirklich so ist, kann ich nicht mit Sicherheit sagen.«

»Das klingt alles höchst merkwürdig«, bemerkte Ferrtocck. »Es mag sein, dass in Jonnburg das Rätsel des Steines gelöst werden kann, denn Jonnburg ist mehr als unser Land auch ein Ort der Überlieferung und der Mythen, die in den Händen Horims, des Ersten Priesters, und Trundes, der Königstochter und Meisterin der Barden, ruhen.«

»Doch hört nun, was wir zu berichten haben«, fuhr Harrtocck fort. »Leider sind es nicht weniger schlechte Nachrichten. Die Krieger Grungras haben mit zwei großen Armeen den Großen Fluss im Westen überschritten.«

»Nein, das kann nicht sein!«, riefen Tschiraan und Urrtocck.

»Doch, so ist es. Und es kommt noch schlimmer: Sie haben Isenburg angegriffen, und Isenburg ist gefallen.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, ehe Ferrtocck fortfuhr:

»Isenburg ist zerstört. Die beiden Armeen sind auf dem Vormarsch, eine in Richtung Eiserner Berg, die andere in Richtung Jonnburg.«

»Wie lange ist es her, dass Isenburg fiel«, fragte Siramee.

»Vor drei Tagen erreichte uns die Nachricht, dass Isenburg in der Nacht zuvor gefallen war«, antwortete Ferrtocck. »Seitdem haben wir uns geteilt. Ein kleiner Trupp ist nach Jonnburg geritten, um Verbindung zum Eisernen König aufzunehmen. Ein zweiter Trupp, das sind wir, sammeln die Völker der südwestlichen Länder, und ein dritter, größerer Trupp versucht, den Vormarsch der Schwarzen Armee auf Jonnburg zu verlangsamen, um Zeit für die Vorbereitungen Jonnburges auf den unerwarteten Angriff herauszuschlagen.«

»Wie groß sind die Armeen?«, fragte Siramee.

»Es sind zwei gewaltige Heere, von denen wir auch nur eins nicht aufhalten können«, antwortete Harrtocck.

»Unsere Bemühungen sind nur Nadelstiche in den Leib des feindlichen Kolosses. Doch wir bemühen uns sehr um möglichst schmerzhafteste Nadelstiche.«

»Es ist nun klar, dass wir uns noch mehr beeilen müssen«, sagte Siramee, »anderenfalls schneiden uns die Truppen Grungras den Weg nach Jonnburg ab. Wir werden ab sofort Tag und Nacht reiten.«

Es wurde beschlossen, dass Harrtocck sie begleiten sollte, während Ferrtocck mit seinem kleinen Trupp weiter nach Süden ziehen wollte, um der ihm übertragenen Aufgabe der Sammlung der südwestlichen Völker nachzukommen.

Siramee schwang sich auf ihren Hengst und ritt los in scharfem Galopp. Die ersten Sonnenstrahlen verkündeten den aufziehenden Tag. Sie waren sich der Gefahr bewusst, im Lichte des Tages ein leichtes Ziel für die scharfen Augen der Kundschafter Grungras zu sein. Doch über allem schwebte mehr noch die Befürchtung, dass ihnen der Weg nach Jonnburg abgeschnitten werden könnte. Arafax wieherte. Die Pferde der Schnitterstepp waren schnell wie der Pfeil. Doch so schnell sie auch liefen, so sehr das Gras auch an ihren Flanken vorbei flog, für Arafax, den König der Wildpferde, war das nicht schnell genug. Wieder hatte Lukas Mühe, ihn im Zaum zu halten.

Da kam von Süden her, hoch oben in den Lüften, der Fährte der Pferde folgend ein pfeilschneller, noch win-

zig kleiner Punkt. Rasch näherte er sich den Gefährten, die ihn noch nicht bemerkt hatten, und hatte sie bald darauf erreicht.

Aibur ließ sich wie ein Stein vom Himmel fallen, bremste ab und landete genau auf Lukas Schulter. Der zuckte zusammen, doch schnell erkannte er seinen gefiederten Freund.

»Ich bin im Bilde über alles, was sich ereignet hat«, sprach der Rabe. »Zuchtur, Isenburg, ihr wisst schon, was ich meine. Mirre hat es mir erzählt. Ganz schön lange habe ich gebraucht, um euch zu finden. Kein Wunder, ihr ward ja auch nur in der Dunkelheit unterwegs. Und dann bei Tageslicht seid ihr geritten wie der Teufel. Na ja, war jedenfalls ein hartes Brot für mich. Doch das ist jetzt unwichtig.«

»Wie ist es dir ergangen am Tag des Erntefestes«, wollte Lukas wissen, und fuhr dem Rabenfreund zärtlich durchs Gefieder.

»Das ist auch nicht so wichtig jetzt«, antwortete Aibur. »In Kürze: Wir haben diese stinkenden, trägen Flugriesen noch ein wenig gejagt, dann haben wir sie ziehen lassen.«

»Warum bist du nicht zurückgekommen«, fragte Lukas.

»Es ging nicht. Ich hatte noch Wichtiges zu erledigen. Durch den Überfall auf dich im Grasland und den Tag des Erntefestes war uns allen klar geworden, dass wir etwas unternehmen mussten. So haben wir uns zusammengesetzt und beschlossen, die Vögel der Länder zu vereinen im Kampf gegen die schwarzen Monster Grungras. Mir kam dabei die dankbare Aufgabe zu, mal eben schnell nach Isenburg zu fliegen. Dass dies ein paar Tage Zeit gekostet hat, könnt ihr euch denken. Nun, als ich in Isenburg ankam, sah ich, wie die Stadt gerade in einem Flammenmeer versank. Ich beschloss auf direktem Weg zurückzufliegen und die Nachricht meinen gefiederten Freunden zu überbringen. Als ich sie endlich an den Mirrebachfällen, unserem Treffpunkt, wiedersah, waren sie bereits zahlreich versammelt und harrten meiner Ankunft. Sie waren nicht gerade begeis-

tert über meine Nachrichten. Wir wussten, dass das nächste und eigentliche Ziel der Armee Grungras Jonnburg sein würde. Deshalb haben wir beschlossen, uns nach Jonnburg aufzumachen: Krähen und Raben, Bussarde, Habichte und Falken, Eulen und Adler. Die werden sich wundern in Jonnburg, wenn ganze Heerscharen von Vögeln dort erscheinen werden! Dann flog ich zum Mirrehaus. Doch kaum war ich dort angekommen, ereilte mich dein Ruf aus Witfoolt. Und nun bin ich hier. Schließlich erfuhr ich eine weitere, schlechte Nachricht, die besonders dich, Isek, des alten Frieders Sohn, betrifft.«

»Was ist es, das du mir zu sagen hast, sprich!«, rief Isek.

»Latifee ist von den Schergen Grungras entführt worden. Sie reiten in Richtung Totes Land mit ihr. Sortur, einer der Hauptmänner Grungras, leitet den Trupp und ist bei Nacht und Nebel mit seiner Beute entkommen.«

Lukas schrie auf.

Isek aber schwieg.

Aller Augen ruhten auf ihm.

Doch er wandte sich ab und schrie: »Was schaut ihr mich so an! Kann ich etwas dafür? Was kann ich denn tun? Etwa hinterher jagen? Wir haben eine Aufgabe vor uns, die es zu erfüllen gilt. Wir müssen Jonnburg vor der Schwarzen Armee erreichen und den Steinträger schützen.«

»Aber ich dachte«, sagte Lukas.

»Was dachtest du?«, schrie Isek ihn an. »Du solltest lieber an deine Sicherheit und unsere Aufgabe denken!«

Lukas war wie vor den Kopf gestoßen. Mit einem Mal kam wie in einer gewaltigen Woge die schon vergessen geglaubte, doch in Wahrheit nur beiseite geschobene Liebe zu Latifee in ihm auf. Er fühlte, wie er zu zittern begann. Sein Herz hämmerte wie wild, seine Seele war wie ein mächtiger Schrei. Latifee! Latifee! Mit unerbittlicher Macht, im Zwange bewusstloser Schicksalhaftigkeit zog es ihn unwiderstehlich zu ihr hin. Er konnte seiner Empfindungen nicht mehr Herr werden.

»Ich dachte«, fuhr er außer sich vor Zittern Isek an, »ich dachte, du liebtest sie? Wie kannst du dann ihren Tod zulassen! Erwinnere dich deiner Worte im Garten deines Vaters. Waren dies die Worte eines Lügners?«

Isek errötete und griff zum Messer. Er stürzte auf Lukas los. Doch bevor er ihn erreichen konnte, saß Lukas bereits auf Arafax und donnerte in wahnsinnigem Galopp davon. Im nächsten Moment schwang sich Isek auf den Sattel und jagte ihm hinterher.

»Die beiden haben den Verstand verloren«, bemerkte Jannis.

»Ja, leider«, bestätigte der Rabe.

»Sie begeben sich in eine gefährliche Lage«, sagte Tschiraan.

»Und sie gefährden den Auftrag«, ergänzte Harrtocck.

»Sie tappen in eine Falle, die Grungra dem Steinträger gestellt hat«, bemerkte Siramee. »Wir müssen ihnen nach und zwar sofort!«

»Das wird nicht so einfach sein, denn Lukas reitet Arafax, den König der Wildpferde«, warf Jannis ein.

»Wir kennen das Land und Lukas nicht«, gab Siramee zurück. »Wir werden ihn auf Nebenwegen einholen.«

Die Gefährten saßen auf und folgten den Spuren Arafax und Bjelafars.

»Diese Tölpel«, schimpfte Aibur und erhob sich in die Lüfte.

Lukas unterdessen strebte in rasendem Galopp der Südöstlichen Heide zu. Noch nie, seitdem er auf Arafax Rücken saß, war der schwarze Hengst so schnell gelaufen, selbst nicht, als er sich im Grasland von den Garraks verfolgt glaubte. All die stolze Ungeduld und der aufgestaute Drang entluden sich nun. Überdies schien Arafax die drängende Sorge seines Reiters zu spüren. Das Gras der Schnittersteppe peitschte nur so an seinen Flanken entlang. Die Sonne zog auf ihrer Bahn dem Zenit entgegen, und Arafax preschte weiter in ungestümem Galopp dahin. Sie erreichten die Grenze zur Südöstlichen Heide. Ohne Rast trieb Lukas den schwarzen Hengst an. Längst hatte er Isek und die an-

deren weit hinter sich gelassen. Der einzige, der ihn vielleicht noch einholen konnte, war Aibur, doch von ihm war nichts zu sehen. An den Raben dachte Lukas jedoch nicht. Er nahm auch nicht wahr, dass hoch oben in den Lüften über seinem Kopf Garraks ihre Kreise zogen, wie Geier, die ihr Opfer gefunden haben. Wie diese, so griffen auch die schwarzen Bestien nicht an, sondern zogen unbemerkt in Richtung Norden davon und entschwandten am Horizont. Lukas dachte nur an Latifee. Er stellte sich vor, was ihr alles zustoßen konnte und ein kalter Schauer überkam ihn. Wieder trieb er Arafax zu mörderischem Galopp an. Nur der König der Wildpferde vermochte einen solchen Ritt durchzustehen. Jeder andere Reiter hätte sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, er reite sein Pferd zuschanden, doch nicht Lukas, denn er ritt Arafax, den König der Wildpferde.

Obgleich Arafax nicht ermüdete, so befahl seinen Reiter doch eine zunehmende innere Schwere. Es waren nicht nur die Gedanken an Latifee, die sein Herz schwer machten. Beizeiten kam es ihm vor, als höre er eine Stimme, die ihn davor warnte weiterzureiten. Je weiter er vorankam desto eindringlicher erschien ihm ihr Klang. Er kannte diese Stimme, und es bereitete ihm zunehmend Schwierigkeiten, sich vor ihr zu verschließen. Anfangs noch kaum wahrnehmbar, doch mit der Zeit stärker und stärker fühlte er das Gewicht des blauen Steines um seinen Hals. Dem Stein schien eine Kraft zu entströmen, die ihn zurückhalten wollte.

Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, als Arafax die Grenze zum Klarwasserseenland erreichte. Hier verließ Lukas den Weg, der in westliche Richtung auf Witfoolt zulief und suchte eine Abkürzung in Richtung Nord-Nordwesten, um den Entführern Latifees den Weg abzuschneiden. Wie er es anstellen sollte, Latifee aus der Schar der feindlichen Krieger zu befreien, darüber hatte er sich noch keine Gedanken gemacht. Es dämmerte ihm, auf welch gefährliches Unterfangen er sich eingelassen hatte. Warum hatte er nicht auf die anderen warten können? Ja, warum nicht? Das war in dem Moment, als er von Latifees Entführung erfahren hatte, nicht die



Frage gewesen. Es hatte ihn fortgerissen, die Sorge um Latifee und die Liebe zu ihr hatten ihn kopflos in dieses Abenteuer stürzen lassen. Und außerdem, wer hätte ihm garantiert, dass die anderen mitgeritten wären? War es nicht ihre und auch seine Aufgabe gewesen, nach Jonnburg zu reiten? Doch das konnten die anderen genauso gut auch ohne ihn. Aber Isek hatte noch eine andere Aufgabe erwähnt: ihn, Lukas, den Steinträger, zu schützen. Der Stein durfte unter keinen Umständen in die Hände Grungras fallen! Lukas kamen Zweifel. Er machte sich innerlich Vorwürfe. Wieder hörte er die Stimme, die der Mirres so sehr ähnelte, doch die zugleich nicht Mirres Stimme war, und die ihn nun mehr denn je drängte: »Kehre um! Kehre um, ehe es zu spät ist!« Der Stein hing schwer wie ein Mühlstein um seinen Hals. Er musste den Kopf senken, und es bereitete ihm Mühe, sich auf Arafax zu halten. »Kehre um! Kehre um!«, dachte er nun auch selbst. Doch die Liebe zu Latifee bäumte sich mit aller Macht auf und trieb ihn vorwärts, vorwärts um jeden Preis, hinwegschreitend über alle Warnungen, und nahm den innerlichen, unerbittlichen Kampf auf. Er fühlte, wie ein Orkan in ihm tobte. Alles in ihm schien zu zerreißen.

Er hatte die Grenze zum Toten Land erreicht. Er hatte die Entführer Latifees überholt. Er war völlig entkräftet zu Boden gestürzt. Arafax war zu einem plötzlichen Halt gekommen. Das Schlimmste, was geschehen konnte, war eingetreten: Er war den Schergen Grungras im wahrsten Sinne des Wortes vor die Füße gefallen. Die hatten zwar durch die Garraks Nachricht erhalten, dass Lukas hinter ihnen her ritt, und sie hatten beschlossen, ihm aufzulauern, doch dass er sie bereits überholt hatte, damit hatten sie nicht gerechnet. Sie konnten ihr Glück im ersten Moment gar nicht fassen. Doch als sie die Situation begriffen, waren sie im nächsten Moment über ihm. Kaum nahm Lukas wahr, wie er gefesselt wurde. Wie im Traum hörte er die Stimme Latifees, die entsetzt aufschrie: »Lukas! Lukas!« Dann erstarb das Echo ihrer Stimme in den Tiefen seiner Bewusstlosigkeit.

Erheblich mehr Mühe hatten die Schwarzen Reiter mit Arafax, der sich wild aufbäumte und zwischen sie fuhr. Manche wollte ihn mit Pfeilen töten, doch Sortur, ihr Anführer gab den Befehl: »Der schwarze Hengst ist ein stolzes Pferd und ein sehr schnelles dazu. Er gehört mir. Wer ihm ein Haar krümmt, den zerpeitsche ich eigenhändig in Stücke!«

Es hatte des Einsatzes der ganzen Truppe bedurft, bis sie schließlich Arafax doch in einem Meer von Netzen und Stricken gebändigt hatten.

Währenddessen hatte Latifee, die unbewacht am Boden lag, versucht, ihre Fesseln zu lösen. Trotz aller Anstrengung vermochte sie es nicht. Zudem ließ ein Blick auf Lukas, der bewusstlos am Boden lag, alle Hoffnung fahren. Alleine, ohne ihn, konnte und wollte sie nicht fliehen. Sie lag so dicht neben ihm, dass sie seinen langsamen, schwer gehenden Atem spüren konnte. Plötzlich fühlte sie, wie ein Wunsch von Lukas auszugehen schien, ein dringender Wunsch, der beinahe einem Befehl gleichkam. Etwas an Lukas zog ihre Gedanken und ihre Aufmerksamkeit mit unwiderstehlicher Kraft auf sich. Ihr Blick, der bis dahin auf Lukas Antlitz geruht hatte, glitt langsam an seinem Körper hinab, und sie sah den Stein. Mit einem Mal wusste sie, was sie zu tun hatte. Sie war gefesselt und ihre Hände waren auf den Rücken gebunden. Trotzdem schaffte sie es, das lederne Band von Lukas Hals mit ihren Zähnen über seinen Kopf zu ziehen. Sie wühlte mit dem Kopf am Boden entlang, bis es ihr schließlich gelang, das Band über ihren Kopf zu streifen. Sie schaffte es schließlich auch, den Stein unter ihrer Bluse zu verbergen.

Sortur kam auf sie zu und beugte sich über Lukas:

»Das erste Geschenk haben wir gerade, na sagen wir mal, mit etwas Mühe in Empfang genommen. Aber es gibt ja noch ein zweites Geschenk, das uns sozusagen in den Schoß fällt«, lachte er höhnisch auf.

Er durchsuchte Lukas Kleidung, doch er fand das Gesuchte nicht. Noch einmal durchforschte er Lukas ergebnislos, dann wurde er wütend:

»Ihr durchsucht ihn von Kopf bis Fuß nach dem blauen Stein«, schrie er seine Männer an, »und wenn ihr ihm den Magen umdreht!«

Viele grobe Hände fingerten nun an Lukas herum, der von alledem nichts zu merken schien. Schließlich wurde er sogar vollständig entkleidet. Doch sie fanden den blauen Stein nicht.

»Er hat ihn runtergeschluckt!«, schrie Sortur und holte ein Messer hervor. »Ich werde ihm den Bauch aufschlitzen! Ich werde den Stein finden und wenn ich ihm die Gedärme rausreißel!«

Er setzte mit dem Messer an.

Doch da schrie Latifée auf: »Ich habe den Stein!«

Verdutzt fuhr Sortur herum.

Aibur hatte Isek bald eingeholt. Der ließ sich endlich davon überzeugen, dass er Lukas nicht einholen konnte. Mit grimmiger Miene stieg er von Bjelafar ab und wartete auf die anderen. Es dauerte nicht lange und die anderen hatten ihn erreicht. Siramee wusste, dass Lukas, der sich in der Schnittersteppe und auch in der Südöstlichen Heide nicht auskannte, dem Weg nach Witfoolt folgen musste. Sie und Harrtocck führten die Gefährten abseits des Weges auf schnellen und direkten Pfaden dem Klarwasserseenland entgegen. Sie ritten im scharfen Galopp, doch von Zeit zu Zeit gönnten sie ihren Pferden Rast. Nur Isek ging es nicht schnell genug. Immer wieder mahnte er zu noch schnellerem Ritt und ertrug nur missmutig die Unterbrechungen. Doch Siramee blieb hart und ließ sich nicht im Geringsten davon abbringen, was sie zu tun gedachte. Da sie anderen Pfaden folgten, bekamen sie Lukas nie zu Gesicht, doch bewirkte Siramees Geschick, dass sie während der ganzen Zeit von den Entführern Latifées kaum weiter entfernt waren als Lukas.

Es erwies sich als gut, dass Aibur bei ihnen war, denn der Rabe hatte von allen die schärfsten Augen. So vermochten sie sich rechtzeitig vor den hoch oben in den Lüften vorbeiziehenden Schwärmen von Garraks zu verbergen. Sie erreichten die Grenze zur Südöstlichen

Heide, sie erreichten die Grenze zum Klarwasserseeland, und schließlich lag das Tote Land vor ihnen.

Ein Gefühl tiefsten Schauers überkam Jannis, der noch nie einen Fuß in dieses früher fruchtbare und blühende Land seiner Vorväter gesetzt hatte, und der das Tote Land nur von düsteren Geschichten her kannte. Hier war alles Leben erloschen für jetzt und alle Zeiten. Kein Grashalm wuchs, kein Vogel sang. Hier und da standen tote, weißliche Gerippe, die einmal Bäume gewesen sein mochten. Nicht einmal Geier kreisten über ihnen, denn hier war das Land tot und nahm das Leben nicht am Ende in sich auf. Doch die anderen Gefährten kannten dieses Land nur zu gut aus ihren eigenen Erinnerungen an die letzte, furchtbare Schlacht des ersten Krieges gegen Grungra. Schweigend ritten sie weiter, bis plötzlich Siramee sprach:

»Von nun an müssen wir mit äußerster Vorsicht weiterreiten, denn es könnte gut sein, dass wir den Häschern Grungras dicht auf den Fersen sind.«

Sie verlangsamten das Tempo. Das Land war durchzogen von kahlen Schluchten, die durch eine ebenfalls kahle Hügellandschaft führten. Immer wieder stieg der Weg aus den Tiefen hinauf, und vor ihnen breitete sich eine Hochebene aus, deren Ende nicht absehbar war, und die unvermittelt steil in eine neue Schlucht abfiel. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, als Aibur plötzlich rief:

»Ich sehe etwas. Es ist weit weg. Doch kann ich erkennen, dass es ein Trupp Schwarzer Reiter ist. Sie reiten in Richtung Norden.«

»Kannst du sehen, wie viele es sind?, fragte Harrtocck.

»Ich schätze, so etwa ein gutes Dutzend«, antwortete Aibur.

»Fast eine Beleidigung für uns«, sagte Harrtocck.

»Für eine Entführung kann ihre Zahl als wohl ausgewogen gelten«, entgegnete Siramee. »Zu viele würden nur das Fortkommen hindern. Wir werden ihnen den Weg abschneiden und im Schutze der Nacht ihr Lager überfallen.«

Mit der Vorsicht und dem Geschick der Jäger der Schnittersteppe zogen sie in einem weiten Bogen gleichauf mit den Schergen Grungras, ohne von diesen entdeckt zu werden. Da ließ sich Aibur plötzlich erneut vernehmen:

»Ich sehe Lukas auf Arafax. Er ist schon weiter als wir. Er hat sie bereits überholt. Er ist dabei, ihnen den Weg abzuschneiden.«

»Das sollte er lieber bleiben lassen«, sagte Siramee.

»Gleich begegnet er ihnen, er versteckt sich nicht, er reitet geradewegs in ihre Arme!«

»Er muss von Sinnen sein. Will er den offenen Kampf riskieren gegen mehr als ein Dutzend Krieger Grungras?«, rief Jannis.

»Nein«, entgegnete Aibur, »es scheint etwas mit ihm nicht in Ordnung zu sein. Arafax läuft sehr schnell, doch Lukas hängt so merkwürdig vornüber. Es sieht so aus, als könne er das Gleichgewicht nicht halten. Tatsächlich, er stürzt vom Pferd! Und da, sie haben ihn entdeckt! Er ist ihnen geradewegs vor die Füße gefallen. Dieser Tölpel! Wenn man nicht ständig auf ihn aufpasst!«

Siramee und Harrtocck hatten genug gehört. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und schossen wie Pfeile auf ihr Ziel zu. Die anderen folgten ihnen nach. Aber noch war es ein weites Stück bis zu Grungras Trupp. Sie sahen, wie Lukas blitzschnell in Fesseln am Boden lag. Er schien sich nicht zu wehren. Sie erkannten, dass er bewusstlos war. Sie sahen, wie Arafax sich wild aufbäumte und in zähem Kampf niedergerungen wurde. Noch immer waren sie nicht entdeckt. Zu sehr waren die Schwarzen Krieger mit dem König der Wildpferde beschäftigt. Sie sahen, wie sich ein hünenhafter Kerl Lukas zuwandte und sich über ihn beugte. Sie waren nun bereits nahe genug heran, dass Harrtocck ihn erkannte:

»Das ist Sortur«, schrie er, »mit dem habe ich noch eine Rechnung zu begleichen!«

»Wenn es tatsächlich Sortur ist, sei auf der Hut!«, rief Siramee.

Sie waren ganz nah herangekommen. Siramee sah, wie Sortur einen Dolch hervornahm und sich damit über Lukas beugte. Sie hörte den verzweifelten Aufschrei Latifees:

»Ich habe den Stein!«

Im nächsten Moment kamen sie über die Schwarzen Reiter wie der Sturmwind.

Isek stürzte sich auf den ihm nächsten und machte ihn nieder. Er fuhr zwischen die Schwarzen Reiter und machte einen zweiten nieder.

Siramee hielt ihn zurück: »Du darfst nicht im Zorne kämpfen! Bewahre ein kühles Herz, sonst könnte es dich sehr bald den Kopf kosten!«

Doch Isek hörte ihre Worte nicht. Seine Raserei hatte ihn mitten unter die Schwarzen Reiter gebracht. Seine Lage schien bedrohlich. Plötzlich surrten die Lassos Harrtoccks und Siramees durch die Luft, und zwei Schwarze Reiter wurden von Isek weggerissen. Harrtocck und Siramee schleiften sie im Galopp hinter sich her und entschwanden. Isek machte den nächsten Gegner nieder, und Jannis zerritt einen weiteren. Dann sprang er vom Pferd und schnappte sich ein Schwert.

Da standen sie nun, Isek und Jannis, Urrtocck und Tschiraan, und ihnen gegenüber waren sieben Schwarze Reiter, die von ursprünglich dreizehn übrig geblieben waren. Doch der erste Vorteil des Überraschungsangriffs war für die Gefährten vorbei. Die noch immer in der Überzahl vorhandenen Gegner hatten sich kampfbereit um ihren hünenhaften Hauptmann versammelt. Von Siramee und Harrtocck war nichts zu sehen.

Einer der toten Schwarzen Reiter war Latifee, die im Rücken der Schergen Grungras gefesselt am Boden lag, genau vor die Füße gefallen. Niemand achtete im Moment auf sie. Langsam und mit äußerster Vorsicht bewegte sie sich auf den toten Krieger zu und nahm seinen schwarzen Dolch an sich. Verzweifelt versuchte sie, die Stricke an des Messers scharfer Klinge zu durchtrennen, doch sie waren dick und zäh. Sie fürchtete schon, entdeckt zu werden, als die Fesseln endlich

nachgaben. Schnell schnitt sie nun auch ihre Fußfesseln durch. Da hörte sie, wie Lukas ihr leise zurief:

»Löse meine Fesseln, Latifee!«

Einen Moment lang staunte sie ungläubig, doch dann schritt sie schnell und leise zur Tat.

Im nächsten Moment entriss ihr Lukas den Dolch, sprang auf und stieß ihn mit einem Aufschrei einem Schwarzen Reiter in den Rücken. Dieser sackte tot in sich zusammen. Die anderen Soldaten Grungras wandten sich dem neuen Angreifer in ihrem Rücken zu. Für einen Moment hatten Isek und Jannis, Urrtocck und Tschiraan wieder den Vorteil der Verwirrung des Gegners auf ihrer Seite. In der Art der Jäger der Schnittsteppe nutzten Urrtocck und Tschiraan dies sofort aus und hieben zwei weitere Schwarze Krieger nieder.

Die Überzahl des Feindes war nun ausgeglichen, und es entbrannte ein Kampf Mann gegen Mann. Doch immer noch war es ein ungleicher Kampf, denn Sortur, der Hauptmann Grungras, wütete wie ein dunkles Unwetter unter den Gefährten. Mit einem Satz sprang er Tschiraan an und fällte ihn wie einen Baum. Entsetzt schrie Urrtocck auf. Doch sein Schrei erstarb unter dem zweiten Streich Sorturs, der ihn wie der Hieb eines Henkers traf. Isek machte einen weiteren Gegner nieder.

In diesem Moment kamen Harrtocck und Siramee zurück. Harrtocck sprang vom Pferd und war mit einem Satz bei Sortur:

»Es wird Zeit, dass du von dieser Welt verschwindest!«, fuhr er ihn an.

Sortur lachte auf und erwiderte mit schauerlichem Grinsen:

»Ich werde dich schlachten, damit die Geier dir die Eingeweide rausreißen können!«

Sortur zog ein Beil hervor. Im nächsten Moment entfuhr das Beil seiner Hand. Ein Pfeil Siramees hatte seinen Arm durchbohrt. Sortur riss den Pfeil heraus und nahm das Beil vom Boden auf:

»Glaubst du, mich mit solchen Nadelstichen kitzeln zu können, Steppenpüppchen?«, höhnte er. »Wir sprechen uns wieder, wenn ich diesen Wurm hier zertreten habe!«

Ein weiterer Pfeil Siramees war die Antwort. Dieser fuhr dem Riesen mitten durch den Hals. Ungläubig staunend beobachtete Lukas, wie der Hauptmann Grungras auch diesen Pfeil herausriß. Schwarzes Blut troff entlang seinem Hals nach unten. Wo es den Boden berührte, zischte es auf. Mit einem gewaltigen Satz sprang Sortur urplötzlich Harrtocck an, der zu Boden ging. Mit einem Schrei, der durch Mark und Bein ging, fuhr das Beil Sorturs auf ihn nieder und tränkte die Erde des Toten Landes mit dem Blut des Jägers der Schrittersteppe. Im selben Moment fuhr das Schwert Siramees mitten ins Herz Sorturs. Der Riese wankte, griff sich ans Herz, taumelte und stürzte geradewegs auf Latifee zu. Und noch im Tode war er des Bösen fähig. Er riss seinen Dolch hervor und stieß im Fall die schwarze Klinge Latifee ins Herz.

Iseks Züge wurden kreidebleich. In rasender Wut stürzte er sich auf einen der drei verbliebenen Schwarzen Reiter und machte ihn nieder. Er und Jannis drangen auf die letzten beiden Feinde ein.

Lukas stand reglos wie in einem Albtraum da. Er ging langsam zu Latifee hinüber, schob den schweren Leichnam Sorturs beiseite und beugte sich über die, die er über alles in der Welt geliebt hatte. Da öffnete Latifee die Augen und sprach mit brüchiger, trauererfüllter Stimme:

»Ich habe dich geliebt, Lukas. Ich habe dich so sehr geliebt! Ich hatte gehofft, du würdest mir ein Zeichen geben. Wie hatte ich mich danach gesehnt, in deinen Armen gehalten zu werden! Wie hatte ich mich danach gesehnt, den Kuss deiner Lippen zu fühlen!«

Lukas beugte sich langsam zu ihr nieder und berührte vorsichtig die zarten Lippen Latifees. Und mit dem Liebeskuss versank er in eine bodenlose Tiefe ohne Raum. Die Zeit blieb stehen und mochte ewig still stehen. Doch langsam, erst kaum fühlbar, ganz langsam, zart und weich begann die Liebende zu entschwinden, noch



unfassbar, nicht wahr sein könnend und doch unwiederbringlich entfernte sie sich nun von ihm, und in den Tiefen seiner Seele breitete sich Schmerz aus und stieg empor, durchflutete seinen Körper. Er hielt sie in den Armen, er wog sie langsam, fein und zärtlich. In ihren Augen lag noch immer matter Glanz der Liebe. Sie schimmerten im Licht der Abenddämmerung so hinwendend ihm zu. Lukas schloss ihre Augenlider. Latifée war tot.

Da traf ihn plötzlich ein scharfer Tritt von hinten.

Lukas stürzte. Im nächsten Moment kam das Schwert Iseks über ihn. Gerade noch rechtzeitig konnte er wie im Reflex zur Seite springen. Doch Isek war wie von Sinnen. Wie ein Wahnsinniger stürzte er sich auf Lukas, der wie in einem finsternen Albtraum von ihm wegtaumelte. Mehr noch als sein Schwert entsetzte Lukas Iseks kreideweißes, verzerrtes Gesicht. Er war außerstande, sich zu wehren, ja außerstande, auch nur zu sprechen. Da traf ihn Iseks Schwerthieb in die Seite und er stürzte erneut zu Boden. Iseks Schwert fuhr auf ihn nieder. Die Klinge Siramees fuhr wie ein Blitz hernieder und schlug ihm sein Schwert aus der Hand.

»Soll das sinnlose Morden noch weitergehen?!«

Die Augen der Jägerin waren hart und erbarmungslos auf Isek gerichtet. Da wandte Isek sich ab und ging davon. Langsam und schweren Schrittes entfernte er sich und entschwand den Blicken der Gefährten.

Siramee und Jannis wandten sich Lukas zu. Sie sahen, dass er noch lebte. Doch Siramee erkannte auch die Schwere seiner Verletzung. Vorsichtig versorgte sie seine Wunde. Wieder war Lukas bewusstlos, doch trotzdem stöhnte er auf vor Schmerz. Als sie fertig war, wandte sie sich Latifée zu. Sachte hob sie ihren Kopf und zog das lederne Halsband mit dem blauen Stein darüber. Sie betrachtete den Stein:

»Großes Unglück hat er uns bisher gebracht. Doch ist es nun mehr denn je unsere Aufgabe, ihn vor dem Zugriff Grungras zu bewahren. Wir müssen die Toten bestatten und unsere Aufgabe wieder aufnehmen. Es gibt nur einen Ort, wo der Stein in Sicherheit ist: Jonnburg.«

»Es wird schwierig sein, Jonnburg zu erreichen, nachdem wir so viel Zeit verloren haben«, sagte Jannis.

»Ja«, bestätigte Siramee. »Es wird umso schwieriger mit dem verletzten Steinträger.«

Sie ging fort in die Richtung, in die Isek gegangen war. Nicht unweit fand sie ihn vor. Er hatte sich auf einem Baumstamm niedergelassen und saß dort unbeweglich, den Kopf in die Hände gestützt. Als er Siramee kommen sah, blickte er nur einmal kurz auf.

»Wir brauchen dich, Sohn des alten Frieder«, sprach Siramee. »Wir brauchen dich nun mehr denn je, wenn wir unsere Aufgabe noch erfüllen wollen. Ich bitte dich deshalb, mit uns zu kommen. Lukas lebt. Er ist schwer verwundet, aber er lebt. Ich will das nicht entschuldigen, was du getan hast, aber auch er hatte seinen Anteil daran, das erkenne ich jetzt. Ich habe seine Wunde so gut es ging versorgt nach Art der Steppenjäger.«

»Er hat etwas Besseres bei sich«, erwiderte Isek. »Es wird Goldmirre genannt. Ich habe gesehen, wie er es anwendet. Ich werde ihn noch einmal behandeln.«

Er erhob sich und ging den Weg zurück zu Lukas. Er nahm den ledernen Beutel an sich, machte ein Feuer und setzte Wasser auf. Dann brach er ein Blatt Goldmirre hinein. Nach kurzer Zeit verbreitete sich ein wohltuender Duft, der die Herzen Jannis' und Siramees mit neuer Hoffnung erfüllte. Isek bereitete einen Kräutersud zu und tränkte ein Leinentuch darin. Er legte damit Lukas einen neuen Verband um die Wunde. Lukas lag nach wie vor bewusstlos da, doch stöhnte er diesmal nicht bei der Behandlung auf.

Als Isek fertig war, ging er auf eine nahegelegene Anhöhe. Dort hob er ein Grab aus für Latifee, und Siramee sah, dass er weinte. Isek ging zu Latifee und neigte sich über sie. Lange Zeit kniete er unbeweglich bei ihr, und der Strom seiner Tränen schien kein Ende zu nehmen. Jannis machte Anstalten, auf Isek zuzugehen, doch Siramee hielt ihn zurück:

»Lass ihm die Zeit, die er braucht. Er braucht sie unbedingt, und er braucht sie jetzt, so wichtig unsere Aufgabe auch ist.«

Iseks Hände fuhren leicht durch Latifees Haar, und er neigte seinen Kopf zu ihr hinunter.

In diesem Moment erwachte Lukas aus seiner Bewusstlosigkeit und öffnete die Augen. Er sah, wie Isek Latifee auf die Stirn küsste. Er nickte langsam. Dann fiel er aufs Neue zurück in tiefe Bewusstlosigkeit.

Sie begruben die toten Gefährten und verharrten schweigend in Gedenken. Dann banden sie Lukas auf Arafax und ritten langsam los. Erst jetzt fiel Jannis auf, dass Aibur schon länger nicht mehr bei ihnen war. Die ganze Nacht zogen sie langsam dahin, immer in Richtung Südosten, Sie folgten dem Weg nach Katfoolt, der ehemals alten Fischerstadt, die nun eine tote Stadt war.

## Der Ritt der Weißen Reiter

Sie hatten die weite Ebene hinter sich gelassen. Jonnburg lag bereits fünf Tagesritte zurück. Der Wind hatte auf Nord gedreht und blies den Männern kalt ins Gesicht.

Neredar hielt Berangor, seine Rotfuchsstute, an und ließ den endlos scheinenden Zug der Weißen Reiter vorbeiziehen. Er sah in die Gesichter der Männer, die Entschlossenheit ausstrahlten. Sie waren allesamt stolze Krieger. Nicht wenige von ihnen hatten am ersten Krieg gegen Grungra teilgenommen. Als die letzten Reiter an ihm vorübergezogen waren, gab er Berangor die Sporen und ritt zurück an die Spitze des Zuges.

Den ganzen Tag über hatten hoch oben in den Lüften Schwärme von Garraks ihre Kreise gezogen, doch hielten sie sich stets außer Reichweite. Zuerst fühlten die Krieger Unbehagen bei den unaufhörlichen, heiseren Schreien der schwarzen Vögel, die ihnen wie Schreie von Geiern in den Ohren klangen, und es beschlich sie ein unangenehmes Empfinden ständiger Beobachtung. Doch mit der Zeit gewöhnten sie sich daran. Es war sinnlos zu versuchen, den Marsch einer derart großen Zahl von Kriegern zu verheimlichen. Aufgrund ihrer Stärke brauchten sie einen Angriff der schwarzen Kreaturen nicht zu befürchten.

Neredar dachte daran, was Grungra wohl bewogen haben mochte, eine Armee zum Eisernen Berg zu schicken. Dort war von jeher die Eherne Gruft der Könige gewesen. Es war dies ein heiliger Ort, den es unter allen Umständen gegen die Schergen Grungras zu verteidigen galt. Doch war der Eiserne Berg seit langem schon nur von einem kleinen Trupp Reiter bewacht, deren Funktion eher einer Ehrengarde gleichkam als einer Wache. Konnte es sein, dass sich etwas im Inneren des Berges befand, das für die Schwarze Zauberin von so hohem Wert war, dass sie eine ganze Armee dafür aussandte? Er dachte an seinen Vater, den Eisernen König. Er war der einzige, der die Heilige Halle betreten hatte. Vielleicht wusste er um das Geheimnis im Inneren des Ber-

ges. Doch wenn er es kannte und auch um seine Bedeutung wusste, so hätte er die Wachen vor dem Eingang zum Inneren des Eisernen Berges verstärkt. Oder etwa nicht? Konnte man den Ort, an dem sich ein wichtiges Geheimnis verbarg, nicht sogar dadurch unkenntlich machen, indem man ihn lediglich von einer Ehrengarde bewachen ließ? Aber sein Vater war vom Heiligen Gesang in der Gruft der Könige nicht zurückgekehrt. Neredar grübelte. Er vermochte die Zeichen, die sich ihm zeigten, nicht zu deuten, und sie erschienen ihm unheilvoll.

Die Gegend, durch die sie ritten, war menschenleer. Die große Armee bewegte sich einem Lindwurm gleich in zähem Fluss auf die Grenze zum Hartholzwald zu. Kleinere Trupps von Scouts, die ihren Vormarsch absicherten, berichteten, dass der Weg vor ihnen frei von Feinden sei. Neredar gab das Zeichen zum Halt. Sie schlugen das sechste Nachtlager auf. Bislang war alles nach Plan verlaufen. Sie lagen gut in der Zeit. Fern am Horizont ruhte in undeutlichen Umrissen der Wald in abendlicher Dämmerung.

Neredar dachte an seinen Bruder Hadrubal in Jonnburg. Jonnburgs Mauern waren stark und würden nicht so leicht unter den Angriffen des Feindes wanken, das wusste er. Er dachte an Jaruk und seinen Trupp. Jaruks Krieger waren erfahrene Leute. Er machte sich um sie keine Sorgen, schon gar nicht, da sie sich mit den verwegenen Jägern der Schnittersteppe vereinen wollten. Er dachte an Horim, den alten Priester, und an Trunde, seine Schwester und Königstochter, und Ungewissheit erfüllte sein Herz.

Sein Blick suchte den Saum des Waldes. Nur undeutlich und verschwommen nahm er die ersten Ausläufer wahr. Der Wald erschien ihm so vage und kaum erahnbar wie das Schicksal, dem er und seine Krieger entgegenritten.

Er blickte zum Himmel empor und sah, dass die Garraks abdrehten, und er wunderte sich. Doch empfand er, wie seine Krieger auch, die nun eintretende Stille als angenehm.

Auch die sechste Nacht blieb ruhig und verlief ohne Zwischenfälle.

Der nächste Morgen hing grau und schwer über ihnen. Der Wind hatte sich gelegt. Sie setzten ihren Marsch fort. Nach kurzer Zeit erreichten sie die ersten Ausläufer des Hartholzwaldes. Der Wald lag da in vorwinterlicher Stille und ließ den Reitern kaum mehr als ein dämmriges Licht. Mächtige, knorrige alte Baumriesen säumten ihren Weg. Das trockene, harte Holz ihrer Stämme schien aus Stein zu sein. Sie hatten das Herz des Hartholzwaldes erreicht. Sie schlugen ein weiteres Mal ihr Nachtlager auf.

Am nächsten Morgen, es war dies der achte Tag, seit sie Jonnburg hinter sich gelassen hatten, setzten sie Ihren Weg zum Eisernen Berg hin fort.

Am Nachmittag begann der Wald sich zu lichten und kam bald darauf zu einem Ende. Sie hatten das Eiserne Gebirge erreicht. In zahlreichen Windungen klomm der Weg langsam bergauf. Die Hügel zu ihren Seiten wurden höher, und es dauerte nicht lange, da säumten Berge ihren Weg. Die Felsen waren grau und leblos, und grau lag auch der Himmel über ihnen. Es wurde kälter.

Wiederum blickte Neredar zum Himmel empor: »Seltsam«, dachte er, »warum folgen uns die Garraks nicht mehr?«

Scouts kehrten zurück und berichteten, dass vor ihnen alles ruhig sei. Sie setzten ihren Vormarsch fort und kamen bis zum Abend ein gutes Stück weiter. Neredar rechnete damit, dass sie den Eisernen Berg schon nach zwei weiteren Tagesritten erreichen würden, wenn es so weiterginge.

Der nächste Morgen empfing sie mit eisiger Kälte. Sie beschleunigten ihren Marsch. Das half eine Zeit lang. Über allem lag eine intensive Stille, ein Schweigen, das sich ausbreitete, bis es den Raum um sie herum ganz ausfüllte und zunehmend in ihr Bewusstsein drang. Als der Tag sich zur Neige senkte, schlugen sie das Nachtlager auf. Doch sie taten es mit Unbehagen. Alle Vorsicht außer Acht lassend sahen sie sich gezwungen, Feuer zu machen, um der grimmigen Kälte zu trotzen. Das Pras-

seln der Flammen erschien ihnen wie die Rückkehr des Lebens in der eisigen Kälte und dem erbarmungslosen Schweigen. Die ganze Nacht über brannten die Feuer und spendeten den Reitern Wärme und Schlaf.

Der neunte Tag brach zögernd an. Das Licht schien dämmerig und aschgrau, die schneidende Kälte ging ihnen durch Mark und Bein. Wieder und wieder mussten sie ihren Ritt unterbrechen, um sich am Feuer zu wärmen. Auf diese Weise kamen sie nur langsam voran. Gegen Nachmittag war nur noch ein kleiner Rest der aus dem Hartholzwald mitgenommenen Holzvorräte übrig.

Neredar dachte mit Sorge an die bevorstehende Nacht. Er blickte zum Himmel empor und hoffte auf Schnee. Dann würde die schlimmste Kälte gebrochen, und sie könnten neue Hoffnung schöpfen. Doch so bleigrau und schwer der Himmel auch über ihnen lag, nicht eine einzige Schneeflocke fiel herab. In der Dunkelheit des Nachtlagers, eng zusammengekauert entzündeten sie ihre letzten Holzvorräte. Das trockenspröde, alte Holz des Hartholzwaldes brannte lange Zeit, doch als ein weiterer eisiger Morgen heraufzog, lagen unter ihnen die Körper der Erfrorenen. In der Gegend, in der sie sich befanden, gab es nur hartes Gestein. Die Toten konnten nicht bestattet werden. Es war so bitter kalt, dass Neredar befahl, die Toten auf die Pferde zu binden und den weiteren Vormarsch zu Fuß zu bestreiten, um der Kälte durch körperliche Bewegung zu trotzen. Eine Zeitlang vermochte dies zu helfen, doch nach und nach riss der Frosttod immer mehr Männer und Pferde mit sich. Und über allem lag eine Stille, die gespenstisch war. Langsam und gebeugten Hauptes schritten sie den Weg bergan. Je weiter sie vordrangen, desto widerstrebender verhielten sich die Pferde, desto mühsamer und schwerer erschien ihnen jeder Schritt, als ob sie zusätzlich zu dem Martyrium der Kälte und der Unerträglichkeit des Schweigens gegen einen feindlichen Willen angehen müssten.

Um sie herum lag der Wald der Schlangenweiden und Schlundkiefern, und es schien den Reitern, als wollten seine Zweige nach ihnen greifen. Schaudern erfasste sie.

Feiner, dünner grauer Nebel stieg hier und da zu ihren Seiten aus dem Boden auf und zog vereinzelt seine Spiralen um die Hufe der Pferde. Angstvoll wieherten die Rosse auf und stiegen empor. Sie weigerten sich, auch nur noch einen Schritt weiterzugehen, und wollten Reißaus nehmen.

Neredar schaute nach Norden empor. Vor ihnen lag der Eiserne Berg mit seinem Gipfel aus immerwährendem Schnee.

»Hier schlagen wir unser Lager auf, denn hier ist Erde, in die wir unsere Toten begraben«, befahl er.

Sie banden die Pferde an. Sie hoben die Gräber aus. Sie entkleideten die Toten und bestatteten sie. Dann warfen sie die Kleidungsstücke zu Haufen zusammen und bildeten so mehrere kreisrunde Ringe. Sie postierten sich und ihre Pferde dazwischen und entfachten Feuer. So spendeten die Gewänder der Toten Wärme und Hoffnung den Lebenden. Doch als die Nacht hereinbrach, erstarben die Feuer.

Der Nebel, der durch die Flammen zurückgedrängt worden war, breitete sich aus. Er formte Gestalten und griff nach ihnen mit gespenstischer Hand. Mit jähem Wiehern rissen die Pferde sich los und stürmten davon. Die Reiter sprangen auf und ergriffen die Waffen.



## Der Steinträger

Es war der Nachmittag eines kalten, grauen Spätherbsttages. Die Gefährten hatten Katfoolt erreicht. Die zerfallenen, leblosen Ruinen der einstigen Fischerstadt spiegelten die Eintönigkeit des bleiernen Himmels wider. So lange die Zerstörung Katfoolts auch her war, so lagen die von den Jahren abgenagten Rümpfe dessen, was einst, und nun kaum vorstellbar, den Menschen als Wohnstätte und Heim gedient haben mochte, nackt und unberührt, bar jeglichen Lebens um sie herum. Siramee, Jannis und Isek ritten langsam und schweigend durch die tote Ruinenstadt. Lukas lag festgebunden auf Arafax und dämmerte dahin in Fieberträumen:

Nebelschleier begannen, sich niederzusenken. Überall hingen Tropfen an den Bäumen, die blattlos und gebeugt in gespenstischer Stille dastanden. Eine bleierne Schwere lastete auf seinen Gliedern. Er versuchte zu gehen, doch er vermochte es nicht. Er schaute an sich herab und sah, dass er bis an die Hüften im Moor versunken war. Ein einsamer Vogel stieß einen langgezogenen Schrei aus, der in der Ferne verhallte. Er versank immer tiefer. Das dunkle Moor stand ihm nun bereits bis zur Brust und drohte, ihn zu verschlingen. Er hatte keine Kraft mehr und überließ sich seinem Schicksal. Kaum noch bemerkte er, dass nur noch sein Kopf aus dem bodenlosen Untergrund herausragte. Er hatte sich und alles, was ihn dazu bewogen haben mochte, in diese Gegend gelangt zu sein, aufgegeben. Nicht einmal mehr Traurigkeit hielt sein Herz gefangen. Es war Hoffnungslosigkeit. Abgrundtiefe Hoffnungslosigkeit durchdrang ihn ganz und gar. Es ist alles zwecklos, es ist alles sinnlos, dachte er. Alles, was ich je angefangen habe, war schon immer dazu verurteilt gewesen zu scheitern. Alles ist meine Schuld. Es ist so, weil ich so bin wie ich bin. Die anderen haben sich bemüht, sind ihrem Auftrag nachgekommen. Sie haben es mit dem Leben bezahlt. Und ich? Was habe ich getan? Ich war nur ein Blatt im Wind meiner Gefühle. Ich war wie die Wolken, die kei-

ne feste Gestalt annehmen, ziellos dahin treiben und sich schließlich auflösen. Finstere Schwermut erdrückte ihn und zog ihn hinab in die grundlosen Tiefen.

Schweren Herzens und voll düsterer Gedanken erwachte Lukas. Verschwommen nahm er den Boden unter seinen Füßen wahr. Dort schienen rötliche und gelblich-braune Kräuter zu wachsen und sich mit hohem Gras abzuwechseln. Er wollte den Kopf heben, doch er konnte es nicht. Er wollte seine Arme bewegen, doch er vermochte es nicht. Der Schleier der Bewusstlosigkeit legte sich erneut über ihn, und er fiel in einen weiteren dunklen Traum.

Schweigend ritten die Gefährten dahin. Sie hatten die Südöstliche Heide erreicht. Sie mieden die Dörfer und ritten durch menschenleeres Land. Ständig mussten sie befürchten, von den gefiederten Kundschaftern Grungras entdeckt zu werden. Mit dem schwerverwundeten Steinträger durften sie nicht hoffen, ihnen zu entkommen. Nur langsam kamen sie voran.

Da sahen sie, dass sie verfolgt wurden. Jannis wollte Foolt die Sporen geben, doch Siramee hielt ihn zurück.

»Es hat keinen Zweck. Wir können nicht fliehen.«

Sie sprangen von ihren Pferden ab und zogen die Waffen. Es dauerte nicht lange, da nahte ein kleiner Trupp Reiter in raschem Galopp. Bald waren die harten, wettergegerbten Gesichter der Männer zu erkennen, die auf ihren Pferden sattellos und pfeilschnell auf sie zugeschossen kamen.

»Steckt eure Schwerter ein«, rief Siramee. »Das ist Kuskock mit seinen Leuten.«

Vor ihnen kam der Reitertrupp zum Stehen. Ein junger Mann mit langem, lockig blondem Haar sprang ab und eilte auf Siramee zu.

»Sei mir gegrüßt, Jägerin«, rief er freudig aus. Auf seinem Antlitz lag der helle Glanz des heldenhaften Jünglings. Mit einem Blick zu den anderen Gefährten fuhr er fort: »Was ist dein Gefolge? Siramee, sprich!«

Und Siramee antwortete: »Das ist Isek, des alten Frieders Sohn aus dem Grünland. Und hier ist Jannis aus

Witfoolt, der Sohn des Fischerjans und der Crinne. Arafax trägt Lukas aus dem Mirrewald.«

Kuskocck staunte: »So sprießen denn vor meinen Augen wahrhaftig Legenden aus dem Boden und werden Wirklichkeit. Arafax, der König der Wildpferde, der lebendige Mythos, steht hier vor mir!«

Er wollte auf Arafax zugehen, aber Siramee hielt ihn zurück:

»Ich kenne dich, Kuskocck, und nehme es dir nicht übel. Du bist jung und lebst im Glanz deines jugendlichen Heldenmutes. Doch jetzt ist nicht die Zeit, den schwarzen Hengst zu bewundern. Wir brauchen deine Hilfe.«

Sie berichtete von den Vorfällen. Als sie von Harrtoccks, Urrtoccks und Tschiraans Tod erzählte, verdunkelte sich die Stirn Kuskoccks:

»Den Weg nach Jonnburg könnt ihr euch sparen«, sagte er. »Eure Mission ist überflüssig geworden und obendrein unausführbar. Jonnburg ist längst im Bilde, ja mehr noch, Jonnburg rüstet sich. Eine riesige Streitmacht Grungras ist auf dem Weg nach Jonnburg. Meine Leute und ein Trupp Weißer Reiter unter der Führung Jaruks haben ihren Vormarsch eine Zeitlang verlangsamt, doch konnten wir sie nicht aufhalten. Jaruk ist auf dem Weg zurück nach Jonnburg, meine Aufgabe ist es, die Bauern des Grünlandes, die Fischer des Klarwasserseenlandes und die Leute der Südöstlichen Heide zusammenzuführen und mit ihnen zum Eisernen Berg zu reiten. Ich fürchte nur, dass euch der Weg durch die Truppen Grungras versperrt sein wird.«

»Das fürchten wir auch«, sagte Siramee.

»Ist es dann nicht besser, mit mir ins Grünland zu gehen und Lukas aus dem Mirrewald, den Steinträger, dort in Sicherheit zu bringen, möglichst weit weg von den feindlichen Truppen, von Jonnburg und dem Eisernen Berg?«

»Das mag sein, doch bin ich mir da nicht sicher«, erwiderte Siramee. »Wir kennen nicht das Geheimnis des Steins, und wir kennen nicht den Weg, der uns möglicherweise durch ihn vorgezeichnet ist. Solange wir uns auf

dem Weg nach Jonnburg befanden, ging alles gut. Doch als der Steinträger diesen Weg verließ, kam Unheil über ihn und uns.«

»Wenn du dir unsicher bist, warum versuchst du es nicht mal mit dem Stein?«

Siramee sprang zurück und sah Kuskocck streng an:

»Ich hüte mich, Gebrauch zu machen von etwas, dessen Kraft und Geheimnis mir unbekannt sind und dessen Bürde einem anderen auferlegt ist.«

»Du verstehst mich falsch, Siramee«, widersprach ihr Kuskocck. »Ich habe gemeint, ihr sollt euch von dem Stein führen lassen, so er denn überhaupt den Weg weist.«

»Nur der Steinträger vermag dies vielleicht zu wissen, doch er liegt schwer verwundet in tiefer Bewusstlosigkeit«, erwiderte Siramee.

»Ihr könnt es herausfinden«, sagte Kuskocck. »Nehmt ihm den Stein ab und hängt ihn Arafax, dem königlichen Ross, um den Hals.«

Überrascht stimmten die Gefährten zu.

»Es ist einen Versuch wert, Kuskocck«, sagte Siramee.

Sie ging auf Arafax zu, der ruhig und gesenkten Hauptes dastand, und nahm dem wie tot auf seinem Rücken liegenden Lukas das lederne Band behutsam ab. Lukas bewegte sich unruhig, doch seine Augen blieben geschlossen. Siramee hingte das lederne Band dem schwarzen Hengst um den Hals. Arafax wieherte leise und hob den Kopf. Dann setzte er sich langsam in Bewegung. Erstaunt blickten die Gefährten ihm nach. Janis wollte sich bereits auf Foolt schwingen, doch Siramee hielt ihn zurück.

»Wenn wir sicher gehen wollen, ob der Stein den Weg weist, dann müssen wir warten. Ohne uns würde Arafax niemals weggehen, denn er weiß, dass Lukas unserer Hilfe bedarf.«

Schweigend beobachteten sie den davonziehenden Hengst, bis dieser außer Sichtweite war. Nun gab es keinen Zweifel mehr. Der Stein wies ihnen den Weg. Die Gefährten verabschiedeten sich von Kuskocck und saßen auf.

»Vielleicht sehen wir uns wieder«, rief Kuskocck.

Dann entschwand er mit seinem Trupp in südwestliche Richtung.

Sie ritten hinter Arafax her, immer dem Weg des schwarzen Hengstes folgend. Zunächst ging Arafax langsam dahin, doch nach und nach beschleunigte er seinen Schritt, so dass die Gefährten alsbald durch das Gras der Schnittersteppe trabten. Je tiefer sie in die Steppe vordrangen, desto häufiger sahen sie tote Garraks herumliegen. Ein Geruch der Verwesung ging von ihnen aus. Angewidert wandte sich Jannis ab, und auch die anderen ertrugen den bestialischen Gestank nur schwer. Arafax fiel in Galopp. Die Gefährten machten sich Sorgen um Lukas, der immer noch bewusstlos auf seinem Rücken lag. Doch Siramee bedeutete ihnen, den schwarzen Hengst laufen zu lassen. Isek schwieg die ganze Zeit über, und sein Blick war finster. Nach und nach wurde es wärmer, denn die Ausläufer der Wüste Gaan lagen vor ihnen. Plötzlich hielt Arafax inne. Die Gefährten stiegen ab.

»Hier ist ein Brunnen in den Boden eingelassen«, sagte Siramee. »Wir tun gut daran, unsere Wasservorräte aufzufüllen, ehe wir in der Wüste sind.«

Isek versorgte Lukas Wunde mit Goldmirre. Die Gefährten sahen, dass sie nahezu verheilt war. Jannis wunderte sich, dass Lukas trotzdem immer noch bewusstlos war. Die Pferde tranken, und die Gefährten frischten ihre Vorräte auf. Dann ging es weiter.

Bald fiel Arafax in einen schnellen Galopp. Erneut machte Jannis sich Sorgen. Doch Siramee sagte:

»Es sind andere Kräfte hier am Werke, die außerhalb unserer Macht stehen.«

Und Lukas geschah nichts.

Es dauerte nicht lange und die Gefährten schwitzten unter der Wärme der Wüste. Dennoch waren sie froh, die Kälte der Schnittersteppe hinter sich gelassen zu haben und dem unerträglichen Geruch der Verwesung entronnen zu sein. Schneller und schneller lief Arafax. Sie mussten hart reiten, um mithalten zu können. Erst als die Sonne sich zur Abenddämmerung neigte, ver-

langsamte der König der Wildpferde seinen Schritt. Sie ritten durch eine enge Schlucht. Zu beiden Seiten hin säumten Berge ihren Weg. Plötzlich kam Arafax zum Stehen.

Vor ihnen lag das Eingangstor zu einem Tempel, das offen stand und durch das in diesem Moment eine Frau und ein Mann heraustraten. Im selben Augenblick schlossen sich die Pforten des Tempels mit einem gewaltigen Donner und der Boden erzitterte vom Widerhall.

Horim und Trunde schritten auf die Gefährten zu.

Siramee sprang ab und lief ihnen entgegen.

»Seid mir gegrüßt, Horim, Erster der Priester Jonnburbs, und Trunde, Königstochter und Meisterin der Barden!«, rief sie und beugte das Knie.

Trunde neigte sich zu ihr herunter und hob sie auf. Dann küsste sie Siramee auf die Stirn:

»Es ist mir eine Freude, Jägerin der Schnittersteppe, dich und deine Gefährten zu treffen«, erwiderte sie. »Doch bemerke ich, dass einer von euch in Not ist und der Hilfe bedarf.«

Und zu Horim hin gewandt fuhr sie fort:

»Es ist der Steinträger. Die Worte des Orakels haben sich bereits erfüllt. Er ist verwundet«, sagte sie mit einem Blick zu Isek hin.

Isek wandte sich ab. Einen Moment lang herrschte Schweigen.

Trunde schritt auf Arafax zu.

»Ich werde nach dem Steinträger sehen«, sagte sie.

Sie löste die Riemen, die Lukas Halt gegeben hatten, nahm ihn herunter in ihre Arme und legte ihn vorsichtig auf dem Boden ab. Dann untersuchte sie ihn sorgfältig und sagte:

»Er hatte eine schwere Wunde, doch ihr habt ihn ausgezeichnet behandelt.«

»Es war Isek aus dem Grünland, des alten Frieders Sohn, der ihn versorgt hat«, erwiderte Siramee und deutete auf Isek.

Doch dieser zeigte auf Lukas und sagte:

»Er hat Goldmirre bei sich.«

»Goldmirre?«

Überrascht blickte Trunde zu Isek hin, doch Isek wandte sich erneut ab.

»Ihr habt das Mirrekraut bei euch? Dann wundert es mich allerdings nicht, dass seine Wunde verheilt ist. Viele Mühen haben wir von jeher auf uns genommen, um in der Kunst des Heilens zur Meisterschaft zu gelangen. Doch keines unserer Kräuter vermag Goldmirre, dem Heilkraut der Kräutermirre des Mirrewaldes, in seiner Vollendung nahe zu kommen. Und doch scheint selbst die Heilkraft des Mirrekrautes nicht auszureichen.«

Sie legte ihre Hand auf Lukas Herz und betrachtete ihn lange Zeit. Dann erhob sie sich und sprach zu Isek:

»Es ist nicht der Schwertstreich eines Freundes, der ihn mit dem Tode bedroht, noch ist sein Herz vergiftet durch die Tat des Freundes.«

Isek sah sie nicht an. Er ging davon.

»Doch hat er noch eine zweite, andere Wunde. Und es ist diese Wunde, von der Gefahr für ihn ausgeht. Diese Wunde hält sein Bewusstsein im Dunkeln gefangen und bedroht sein Leben. Mein Herz sagt mir, dass er nicht sterben darf und dass wir alle uns in schrecklicher Gefahr befinden, solange sein Leben bedroht ist. Er hat sich vom Leben abgewandt. Wir müssen alles tun, um ihn zurückzuholen. Ich erreiche ihn nicht. So will ich zur letzten Möglichkeit greifen, die uns noch bleibt, um Lukas aus dem Mirrewald, den Steinträger, dem Leben wieder zuzuführen.«

Mit diesen Worten stand Trunde, Heilerin und Meisterin der Barden, königliche Tochter des Eisernen Königs, des Herrschers über das Land der Weißen Reiter, langsam auf und ging würdigen und festen Schrittes auf Arafax zu. Sie hob das lederne Band über seinen Kopf und legte es sich um den Hals. Dann ging sie zurück zu Lukas, der reglos auf dem Boden lag, und kniete nieder. Sie umfasste den Stein mit beiden Händen und sprach die Worte:

Meine Hände umfassen den Stein des Lichtes  
Meine Hände umfassen den Stein des Lebens

Den Stein des Heilens überirdischer Macht  
Den Stein der Liebe gestaltlichen Lebens  
Der Weite des Seins in Weißmirres Wesen  
So zeige dich, wenn du die bist, die ich denke  
Und spreche für mich zu dem Träger des Steins  
Den du einst erwähltest, dir zu dienen  
Führ ihn zurück, dem Leben entgegen  
Auf dass er erfülle, was du ihm gewiesen

Und eine Stimme, die wie aus unendlicher Ferne zu  
erklingen schien, antwortete:

Ich bin nicht Gestalt  
Noch bin ich Gewalt  
Bin weder in Ort  
Noch in der Zeit  
Ich bin stets gewesen  
Und werd allzeit sein  
Sprich meine Worte  
Zum Träger des Steins

Und aus dem Munde Trundes erklang die Stimme:

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Höre mich

Lukas regte sich nicht.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Höre mich  
Höre mich

Lukas bewegte sich nicht.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Der du als Kind



In meinem Herzen  
Geborgen warst  
Erinnere dich  
Erinnere dich

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Gedenke der Liebe  
Die dir geschenkt wurde

Lukas bewegte sich leicht.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Gedenke der Liebe  
Die du empfandest

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Verschließ nicht dein Herz  
Durch die Qualen des Schmerzes

Lukas wurde unruhig und stöhnte.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Verliere dich nicht  
Im Schmerz des Verlustes

Lukas begann zu zittern, und seine Brust bebte.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Zerbrich nicht dein Herz  
Aus zerbrochener Liebe

Lukas' Augen begannen, sich zu bewegen.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald

Wende dich ab vom Schatten des Todes  
Dem Leben entgegen

Lukas öffnete die Augen.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Trage den Schmerz  
Trage die Wunden  
Welche die Liebe dir schlug  
Welche das Leben dir schlug

Tränen traten in Lukas' Augen.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Erhebe deine Seele  
Aus den Abgründen des Leidens  
Dem Frieden entgegen

Lukas richtete sich auf.

Lukas aus dem Mirrewald  
Lukas aus dem Mirrewald  
Gedenke der Aufgabe  
Die deiner harrt

Lukas sah Trunde in die Augen und sprach:  
»Wer bist du? Mir träumte, ich sei dir schon einmal  
begegnet, doch konnten meine Worte dich nicht errei-  
chen wie auch deine mich nicht.«

»Ich weiß«, lächelte Trunde. »Deine Lippen schwie-  
gen, und doch hat dein Herz so deutlich zu mir gespro-  
chen.«

Sie umarmte ihn und sagte: »Ich bin Trunde aus  
Jonnburg, die Tochter des Eisernen Königs, und das ist  
Horim, der Älteste unserer Priester.«

Lukas blickte sich um und erkannte die Gesichter der  
Gefährten.

»Wo ist Isek?«, fragte er.

»Er hat sich zurückgezogen«, antwortete Trunde. »Er ist noch nicht so weit wie du. Du tust gut daran, ihn in Ruhe zu lassen. Seine Zeit wird kommen.«

Dann zog sie das lederne Band über ihren Kopf und hängte es Lukas um. Arafax wieherte auf. In diesem Moment trat Isek herbei. Lukas drehte sich zu ihm um und schaute ihm direkt in die Augen. Doch Isek senkte sein Haupt. Da trat Lukas auf Isek zu und reichte ihm die Hand. Doch Isek schlug sie aus und wandte sich ab. Erneut überkam Lukas Traurigkeit. Doch er überwand sich und stieg auf Arafax auf.

Im nächsten Moment galoppierte er an der Spitze der Gefährten los. Hinter ihm ritten durch die sternenhelle Nacht Jannis aus Witfoolt, des Fischerjans Sohn, Siramee, Jägerin der Schnittersteppe und Horim und Trunde. Als letzter folgte ihnen Isek, des alten Frieders Sohn. Er hatte den Blick von den Sternen abgewandt und sein Haupt war zur Erde hin gesenkt.

Lukas trieb Arafax zur Eile an, doch achtete er darauf, dass die anderen Pferde folgen konnten. Der Sand der Wüste flog zu beiden Seiten hin weg. Nach kurzer Zeit erreichten sie eine Weggabelung, an der zuvor schon Trunde und Horim vorbeigekommen waren. Links führte der Weg nach Isenburg, rechts nach Jonnburg. Hier würde sich entscheiden, welchem Weg der Steinträger folgen, welchen Weg ihm der Stein weisen würde.

Arafax stürmte weiter. Weder nahm er den Weg in Richtung Nordwesten nach Isenburg, noch den anderen in Richtung Südosten nach Jonnburg, sondern er folgte in gerader Linie der nordöstlichen Richtung auf den Hartholzwald zu. Lukas blickte noch nicht einmal zur Seite, woraus die Gefährten schlossen, dass er sich seiner Sache ganz sicher war. Jannis war erstaunt, denn er hatte erwartet, dass sie dem Weg nach Jonnburg folgen würden. Doch Siramee sagte:

»Der Weg nach Isenburg hätte keinen Sinn ergeben und der Weg nach Jonnburg ist mit Sicherheit versperrt. Deshalb wundert es mich nicht, dass wir weder dem einen noch dem anderen Weg folgen.«

»Ich stimme dir zu«, sagte Trunde. »Wie reiten auf direktem Weg zum Eisernen Berg.«

»Zum Eisernen Berg?«, fragte Jannis. »Ich dachte, eine Armee Grungras ist schon seit langem dorthin unterwegs? Wird sie uns nicht ebenfalls den Weg versperren?«

»Wer kann das wissen«, gab Trunde zur Antwort. »Viele Wege führen zum Eisernen Berg, und es ist nicht dieser hier, den die Truppen Grungras genommen haben, sondern der Weg vom Toten Land aus direkt ins Eiserne Gebirge hinein. Doch treffen beide Wege etwa einen Tagesritt vor dem Eisernen Berg zusammen. Wir werden sehen, wie uns der Stein dann weiterführt.«

»Du scheinst ja recht zuversichtlich zu sein«, sagte Jannis.

»Ich bin zuversichtlich, was den Weg anbelangt, doch mein Geist ist in Ungewissheit, und die Schwere meines Herzens warnt mich vor der am Ende liegenden Gefahr.«

Die Nacht war dem Tage gewichen, sie hatten den Pferden einige kürzere Pausen gegönnt. Trunde sah mit Sorge die wachsende Ungeduld in Lukas Zügen.

»Wir sind zu langsam«, wandte sich der Steinträger an seine Gefährten, »viel zu langsam!«

Sie verschärfen das Tempo. Jannis' Pferd hatte Mühe mitzuhalten. Den königlichen Pferden Horims und Trundes und auch Turandir, Siramees Stute, die ein Pferd der Schnittersteppe war und noch in jungen Jahren, und Bjelafar, der in direkter Linie von den Pferden der Schnittersteppe abstammte, merkte man die Anstrengung nicht an. Zudem spürte Bjelafar den unerbittlichen Willen seines Reiters, den Steinträger um der Aufgabe willen um keinen Preis außer Sichtweite zu lassen. In scharfem Galopp überschritten sie die Grenze zum Hartholzwald. Jannis war drauf und dran, Lukas zu einem kurzen Halt zu bewegen. Er wollte ihm klarmachen, dass er ohne ihn weiterreiten solle, denn anderenfalls würde sein Pferd zu Tode geritten. Doch Trunde und Siramee waren dagegen:

»Im Hartholzwald wird auch Arafax nicht so schnell laufen können.«

Als rings um sie herum der Wald lag und der ansteigende Weg zunehmend holprig wurde, verlangsamte der König der Wildpferde seine Schritte. Längst war die angenehme Wärme der Wüste einem kalten Nordwind gewichen, der ihnen steif ins Gesicht blies. Sie zogen wärmende Kleidung über. Arafax lief nun in mäßig schnellem Galopp und Jannis hatte keine Schwierigkeiten mehr zu folgen. Es wurde kälter. Der Atem gefror ihnen im Gesicht. Arafax Tempo verlangsamte sich weiter, obschon der Weg nun wieder breiter und gut reitbar war.

»Warum reitest du langsamer«, wollte Jannis wissen, »wegen mir und meinem Pferd?«

»Nein«, antwortete Lukas, »der Stein wird zunehmend schwerer.«

Mit besorgten Mienen sahen die Gefährten, wie Schweiß von den Flanken des großen Hengstes herabtroff.

»Ist es noch weit bis zum Eisernen Berg?«, fragte Jannis. »Ich fürchte, wir schaffen es nicht bis dahin, wenn das so weitergeht. Wenn schon Arafax kaum noch weiter kann, welches Pferd soll dann den Steinträger tragen können?«

»Ich teile deine Sorge, Jannis«, antwortete Trunde. »Bis zum Eisernen Berg ist es noch etwa einen guten Tagesritt weit. Doch es gibt auch Hoffnung. Wir sind unmittelbar vor dem Punkt, an dem sich der Weg aus dem Toten Land mit dem unseren trifft. Bevor wir die Weggabelung erreichen, werden wir nach Eisensilberdorf kommen. Dort arbeiten die Eiserne Lore und die Silberfelle, die von Alters her die Waffen des Eisernen Königs und der Anführer der königlichen Armeen schmieden. Bei ihnen werden wir einkehren.«

Nach kurzer Zeit erreichten sie Eisensilberdorf, das mitten im Eisernen Gebirge verborgen in einem kleinen Tal lag. Hohe Berge umgaben den Ort von allen Seiten. Klirrender Frost hatte Teiche und Bäche, ja selbst Was-

serfälle zu Eis erstarren lassen. Grau und bleiern-schwer lag der Himmel in regloser Stille über ihnen.

»Wenn es mir auch die Hoffnung nimmt, so müssen wir doch Rast machen hier«, sagte Lukas. »Arafax ist am Ende seiner Kräfte. Der Stein ist zu schwer für mich. Ich fürchte, ich habe erneut versagt.«

»Sprich nicht solche Worte«, gemahnte ihn Siramee.

Trunde hielt auf eine flache, langgezogene, eiserne Hütte zu, von deren Silberdach aus einem Schornstein weißer Dampf in die Höhe stieg. Es war so bitter kalt, dass der aufsteigende Dampf als leichter, feiner Schnee herabfiel und das Dorf in ein winterliches Weiß gekleidet hatte. Trunde sprang ab, und die Gefährten folgten ihr. Sie ging auf das große Tor aus Eisen zu und öffnete es. Lärm und brüllende Hitze schlugen ihnen entgegen. Doch waren sie angesichts der vorherigen Kälte dankbar, eintreten zu dürfen.

Trunde eilte auf eine hünenhafte, breitschultrige Gestalt zu, die gerade mit einem Hammer ein Stück Metall bearbeitete, und rief durch den Raum:

»Wir brauchen Unterkunft für uns und Unterschlupf für unsere Pferde.«

Die Gestalt ließ den Hammer sinken. Zu seiner Überraschung erkannte Jannis, dass es eine Frau war. Eine zweite, etwas kleinere, dafür aber noch etwas breitschultrigere Frau kam nun ebenfalls herbei.

»Wenn die Königstochter es befiehlt, so werden wir dem Folge leisten«, sprach die Silberfelisse.

Die Eiserne Lore lachte laut: »Sei uns willkommen, Trunde, Täubchen. Braucht dein Vater neue Waffen?«

»Wir sind auf dem Weg zum Eisernen Berg und haben eine schwere Last zu tragen. Wir brauchen Wärme vor der Kälte draußen«, sagte Trunde.

»Nichts leichter als das«, sagte die Eiserne Lore.

»Wärme könnt ihr hier mehr als genug kriegen, ganz besonders, wenn die Täubchen da hinten mit anpacken. Dann könnte es sein, dass sie ganz schnell ins Schwitzen geraten und ihre zarten Flügelchen noch Muskeln bekommen.« Und mit einem Blick zu Lukas hin fuhr sie fort: »Und der da, der scheint mir vom Pferd gefallen zu

sein. Der kann sich ja kaum noch auf den Beinen halten. Außerdem seht ihr mir alle so aus, als fällt ihr vom Fleisch.«

»Auch eine Mahlzeit könnten wir sehr gut gebrauchen«, sagte Trunde.

»Bescheiden seid ihr ja nicht gerade!«, schaltete sich die Silberfelsse wieder ein. »Ihr wollt nicht arbeiten, oder besser gesagt, ihr könnt es nicht, ihr wollt eine warme Stube, ihr wollt Essen, was wollt ihr denn sonst noch alles?«

»Wir brauchen die besten Waffen«, fuhr Trunde fort, »und wir bitten euch, unsere Last zum Eisernen Berg zu tragen.«

»Zum Eisernen Berg? Was wollt ihr denn da?«, erwiderte die Eiserne Lore. »Da ist es ja noch viel kälter als hier. Dort werdet ihr alle erfrieren, meine Täubchen, denn ihr habt keinen Speck an den Rippen. Nein, nein, ich kann nicht verantworten, dass ihr zum Eisernen Berg zieht, meinst du nicht auch, Schwester?«

»Ja, ja«, nickte die Silberfelsse, »das können wir nicht verantworten. Außerdem können wir unseren Ofen nicht ausgehen lassen. Nein, nein! Ihr könnt alles haben, was ihr wollt. Doch zum Eisernen Berg lassen wir euch nicht ziehen. Das können wir nicht vertreten.«

»Aber wir müssen hin«, widersprach Lukas verzweifelt.

»Ihr müsst hin? Wieso müsst ihr da hin?«, fragte die Eiserne Lore.

»Warum genau, das wissen wir auch nicht, aber wir müssen!«, antwortete Jannis. »Könnt ihr das denn nicht verstehen?«

»Du sagst uns, dass ihr nicht wisst, warum ihr zum Eisernen Berg müsst, und du erwartest, dass wir das verstehen. Findest du nicht, dass das ein bisschen viel verlangt ist?«

»Es ist hier und jetzt nicht die Zeit, darüber zu streiten«, sagte Siramee und drehte sich um.

Trunde sah, dass auch der Steinträger drauf und dran war zu gehen. »Der Grund unserer Reise liegt noch im Dunkeln«, sagte sie. »Doch sage ich euch, dass wir keine

Zeit zu verlieren haben, sonst droht uns allen und auch euch großes Unheil.«

Und zu Lukas hin gewandt sagte sie:

»Gib mir den Stein.«

Lukas überreichte ihr den Stein.

Trunde legte ihn der Eisernen Lore in die riesige Pranke.

Sofort sank ihr Arm nieder.

»Junge, Junge, der ist ja verflucht schwer! Das hätte ich nicht gedacht.«

»Ist das alles, was du spürst?«, fragte Trunde.

Sie nahm ihr den Stein weg und gab ihn der Silberfelle. Auch sie spürte das große Gewicht, doch fühlte sie mehr noch den mächtigen Sog, der von dem Stein ausging.

»Das ist ein übernatürlicher Stein!«, rief sie erschrocken und gab ihn Trunde schnell wieder. »Damit möchte ich nichts zu tun haben!«

Trunde gab den Stein Lukas zurück. »Das Pferd des Steinträgers, Arafax, aus dem Grasland, König der Wildpferde, vermag diese Last nicht endlos zu tragen«, sagte Trunde. »Deshalb brauchen wir eure Hilfe. Ihr seid die einzigen, die die Kraft haben, das Kleinod ein Stück des Weges mit tragen zu helfen. Deshalb bitte ich euch noch einmal: Kommt mit und helft uns!«

Die Silberfelle warf einen misstrauischen Blick auf den Stein, doch dann sagte sie: »Gut, abgemacht. Ich komme mit, wenn mir auch nicht ganz wohl dabei zumute ist, nicht wahr, Schwester?«

»Das Ding ist so verflucht schwer. Wir tun es nur dir zuliebe, Trunde, mein Täubchen. Das kannst du mir glauben!«

»Doch zuerst einmal müsst ihr was in eure Mägen bekommen«, sagte die Silberfelle.

»Und dann bekommt ihr Rüstungen«, ergänzte die Eisernen Lore.

»Und Waffen, die etwas taugen, denn ihr habt ja nichts Vernünftiges bei euch«, rief die Silberfelle.



»Die werdet ihr brauchen«, sagte die Eiserne Lore, »denn zwischen uns und dem Eisernen Berg liegt die Schwarze Armee Grungras.«

Die Gefährten erstarrten und blickten die beiden Schwestern entsetzt an.

»Ja, ja. Ihr habt richtig gehört«, bestätigte die Silberfelse.

Sie sah die betroffenen Gesichter der Gefährten und sagte: »Aber jetzt habt ihr ja uns. Wir kochen für euch, wir kleiden euch ein, wir rüsten euch aus, wir tragen den Stein und ... na ratet mal, was wir sonst noch für euch tun?«

»Ja, ratet mal!«, sagte die Eiserne Lore.

»Ich schätze, dass ihr einen Weg zum Eisernen Berg kennt, der uns eine Begegnung mit der Armee Grungras erspart«, erwiderte Siramee trocken.

»Gut geraten Mädchen! Bist ein schlaues Mädchen!«, lachte die Silberfelse.

»Schmale Schlitze, deine Augen, ganz die Katze der Prärie, nicht wahr, Schwester?«

»Nur ein bisschen humorlos, die Kleine, wenn du mich fragst«, erwiderte die Eiserne Lore. »Aber das macht nichts«, fügte sie hinzu.

»Wenn ihr das für uns tut, was ihr vorgebt, tun zu können, dann würdet ihr uns sehr helfen«, erwiderte Siramee.

»Und ob wir das können!«, entgegnete die Silberfelse und spielte die Entrüstete.

»Für euch tun wir doch alles, nicht wahr, Schwester?«, sagte die Eiserne Lore.

»Selbstverständlich. Auch wenn man nicht nett zu uns ist«, bestätigte die Silberfelse.

»Zeigt mir eure Vorräte. Ich werde das Mahl zubereiten und die Vorräte auffüllen«, sagte Siramee. »Ihr könnt währenddessen mit den Waffen und Rüstungen beginnen.«

»Oho! Sehr fix und flink, unser Prärietäubchen«, scherzte die Eiserne Lore.

»Zu Befehl!«, rief die Silberfelse.

Sie ging mit Siramee zu den Vorratskammern.

Nun warf sich die Eiserne Lore ins Zeug. Ihr Hammer flog nur so durch die Lüfte, und es dauerte nicht lange, da hatte sie Waffen hergestellt, die eines Königs würdig waren.

»Ich hätte euch auch sofort passende Waffen aus meinen Waffenkammern holen können, doch für euch will ich nur das Beste.«

Mit diesen Worten überreichte sie den Gefährten Messer, Schwerter und Schwertgurte, Hammer und Beile, Lanzen, Speere und Eisenketten. Dann ging sie hinüber in die Rüstungskammer und holte passende Silberrüstungen hervor.

»Meine Schwester ist stets auf der Höhe der Ereignisse. Kommt ein halbes Dutzend Leute von draußen so mir nichts dir nichts hereinspaziert, um mal eben im Vorbeigehen Rüstungen mitzunehmen: Sie hat sie fix und fertig passend da!«

Die Gefährten bekamen außerdem noch ausgezeichnete Winterkleidung, die sehr viel besser wärmen sollte als diejenige, die sie an hatten. Doch als die Reihe an Siramee, die mit ihren Essensvorbereitungen bereits fertig war, kam, zögerte die Eiserne Lore:

»Eine stolze Steppenjungfrau bist du, das muss man dir lassen, und eine fähige dazu. Behalte deine Sachen ruhig an. Sie sind unseren ebenbürtig, wie du nur zu gut wissen wirst.«

Sie nahmen das Mahl, sie kleideten sich ein und legten die Rüstungen an. Dann ergriffen sie die neuen Waffen. Bis an die Zähne bewaffnet stiegen sie auf ihre Pferde, die ebenfalls zum Kampfe gerüstet worden waren, und ritten weiter. Lukas vorweg auf Arafax, der nun wie das Streitross eines mächtigen Königs daherschritt, die Eiserne Lore und die Silberfelisse dahinter, dann Siramee, Horim und Trunde und zum Schluss Jannis und Isek. Arafax hatte durch den Aufenthalt neue Kraft geschöpft und gab einen zügigen Galopp vor.

Bald gabelte sich der Weg. Hier, so hatten sie beschlossen, wollten sie den Hauptweg verlassen und den Weg zur linken hinab unter die Erde nehmen, durch die

unterirdischen Bergwerksstollen des Eisernen Gebirges, die erst kurz vor dem Eisernen Berg wieder an die Oberfläche zurückkehrten. So wollten sie eine Begegnung mit den Truppen Grungras vermeiden und diese überholen, um vor ihnen den Eisernen Berg zu erreichen. Was dann geschehen sollte, konnte niemand sagen.

»Ich hoffe nur, euer Stein spielt mit und weist uns den Weg in die Bergwerksstollen«, sagte die Eiserne Lore.

Bange Blicke folgten Lukas, der auf die Abzweigung zuritt. Unmittelbar davor blieb Arafax stehen. Lukas, der unter der Last des Steines, die nun auch von seinem Inneren Besitz ergriffen hatte und schwer auf seinem Geist lag, vornübergebeugt gesessen hatte, richtete sich plötzlich auf und stieg von Arafax ab:

»Die Kraft des Steines ist erloschen. Er führt uns nicht mehr.«

»Was kann das bedeuten?«, fragte Jannis. »Was sollen wir jetzt tun?«

»Ich glaube nicht, dass die Kraft des Steines erloschen ist«, sagte Trunde. »Ich glaube, er überlässt dem Steinträger die freie Entscheidung.«

»Dann nehmen wir den Weg nach links in die unterirdischen Stollen«, sagte Lukas entschlossen.

Die Eiserne Lore übernahm die Führung. Hinter ihr ritt die Silberfelsse, denn diese beiden kannten sich in den Tiefen unter der Erde aus.

Es war Trunde nicht entgangen, dass der Stein ihnen auch die freie Wahl gelassen hatte, den anderen Weg zu nehmen, an dessen Ende eine ganze Armee feindlicher Krieger lag. Hätte der Stein sie nicht zwangsläufig auf den Weg führen müssen, den sie nun aus freien Stücken gewählt hatten, wenn er der weniger gefährliche war? Was mochte sie am Ende dieses Weges erwarten? Ihr war nicht wohl bei diesen Überlegungen. Doch ließ sie sich ihre Gedanken nicht anmerken. Nur Horim sah sie ernst an. Aber auch er schwieg.

## Der Angriff

Es war um die dritte Stunde des Nachmittags. Von Westen kommend zog rasch eine mächtige Wolke auf Jonnburg heran. Rauschen erfüllte die Lüfte. Die Bewohner wurden jäh aus dem Schlaf gerissen. Sie schauten zum Himmel empor und sprangen zu den Waffen. Eine schier endlose Zahl an Vögeln brauste heran und ließ sich auf den Dächern der Häuser, auf Bäumen und Büschen, auf allem, was tragen konnte, nieder und breitete sich auf den Mauern Jonnburgs aus. So plötzlich wie der Sturm herangerauscht war, so schnell herrschte wieder Ruhe. Den Kriegern mutete dies unheimlich an, doch die Vögel saßen reglos da.

Auch Hadrubal wusste sich den Vorfall nicht zu deuten. Er gab den Befehl, die Vögel in Ruhe zu lassen, solange sie nichts gegen die Stadt unternahmen. Immer wieder wanderten die Blicke der Männer zu den Vögeln hinüber, doch diese verhielten sich ruhig, als warteten sie ab. Falken, Bussarde, Habichte und mächtige weiße Adler waren darunter, ganz besonders aber zahllose Krähen.

Da brach die Schlacht um Jonnburg los wie ein Unwetter. Die Garraks kamen. Riesige Schwärme der schwarzen Monster Grungras fielen in die Stadt ein, stürzten sich auf den Marktplatz, auf die Häuser und Mauern und hieben mit ihren Schnäbeln auf alles ein, was ihnen unterkam und rissen mit ihren Krallen alles in Stücke, was sie zu fassen kriegten. Da erhoben sich Myriaden von Vögeln und schossen heran wie Pfeile. Die Schlacht der Lüfte tobte auf und nieder, hoch am Himmel und unten auf der Erde in verbissenem Kampf, hin und her wogte es, brauste es über den Köpfen der Soldaten, rauschte es wie ein Sturmwind. Grausam und blutig hackten die Schnäbel der Garraks, doch gebieterrisch griffen die Weißen Adler in den Kampf ein, und wütend wie Hornissen stachen tausende und abertausende von Krähen zurück, hängten sich an ihre Gegner, die wie schwere Steintrauben unter ihrer Last vom Himmel stürzten und auf den Boden schlugen. Die

Männer rissen die Schwerter heraus und schlugen Kopf um Kopf der schwarzen Biester ab. Zerrissen und geschunden, doch endlich siegreich, jagten die Krähen hinter den übrig gebliebenen Widersachern her, die sich in Panik zur Flucht gewandt hatten. Und der Sturmwind der Luftschlacht zog ab in die Ferne. Für einen Moment herrschte Stille.

Doch Grungra hatte nur einen ersten, kleinen Finger ihrer vernichtenden Krallen ausgestreckt. Die Schwarze Armee hatte Jonnburg erreicht und lag vor den Toren der Stadt so weit das Auge reichte. An ihrer Spitze ritt Zuchtur, der grausame Hüne und Hauptmann Grungras. Er schlug seine Peitsche an das Große Tor der Stadt. Es ertönte ein Geräusch, als ob Eisenkrallen an der Pforte gerissen hätten. Die Weißen Reiter erschrakten. Zuchtur hielt seinen Speer wurfbereit in der rechten und schleuderte ihn mit aller Macht gegen das Große Tor. Das Tor erbebt unter der Wucht des Aufpralls und die Mauern der Stadt erzitterten. Doch es hielt stand. Da streckte Zuchtur seinen Arm aus. Und aus seinen Fingern fuhren schwarze Blitze auf das Tor zu. Es krachte und zersprang in tausend Stücke.

Herein in den ersten Bezirk ritt der Hauptmann Grungras und hinter ihm die Schwarze Armee, und wo er ritt, herrschten Terror und Tod. Die Weißen Reiter sprangen zu den Waffen und stellten sich dem Kampf. Doch die Truppen Grungras waren von einer Macht der Vernichtung getrieben, die Hadrubals Männer in Furcht und Schrecken versetzte.

Hadrubal grübelte. Es war unfassbar, welches Maß an zerstörerischer Macht die Schwarzen Truppen besaßen. Das war etwas ganz Anderes als im ersten Krieg gegen Grungra. Er dachte kurz an Trunde, die vor der gewachsenen Stärke Grungras gewarnt hatte. Doch von Trunde konnte er keine Hilfe erwarten, denn sie war noch nicht zurückgekommen. Er stürzte sich mitten in das furchtbare Gemetzel. Die Krieger in den silbernen Rüstungen fochten tapfer, sie stemmten sich mit unerbittlicher Härte und mit dem Mut der Verzweiflung gegen den übermächtigen Feind.

Noch nie waren die Mauern Jonnburgs gefallen. Und doch wurden eben diese Mauern, die stark waren wie die Festungen der Erde selbst, von den schwarzen Truppen geschliffen, und die schwarze Armee drang weiter und weiter, von einem Bezirk in den nächsten vor.

Doch furchtbarer noch als der Tribut an Toten schien den Kriegern Jonnburgs, dass sie der Toten beraubt wurden. Jeder gefallene Weiße Reiter endete mit einem wehklagenden Schrei. Sein Körper aber wurde durchsichtig und entschwand wie das Echo seines Wehklagens ins Nichts.

Die Reiter hieben wie wahnsinnig in dem sie umgebenden Albtraum um sich. Sie rannten ein- ums andere Mal mit dem Mut der Verzweiflung gegen die mordenden Söldner Grungras an, und wieder und wieder schlugen sie sich blutig.

Da ertönten plötzlich Schreie aus den Vorratskammern.

Hadrubal stürzte hin und sah das Blutbad, das sich abgespielt hatte. Frauen und Kinder gemordet, Kranke und Greise abgeschlachtet. Und er fluchte dem Krieg. Bleich im Gesicht stürzte er sich wieder in die Schlacht. Er kämpfte nun mit all dem Zorn, den die Greuelthaten des Feindes in sein Herz gebrannt hatten. Er hatte nur ein Ziel: Zuchtur! Um jeden Preis wollte er zu ihm vordringen. Zuchtur musste vernichtet werden! Zuchtur musste sterben! Nun seinerseits wie ein Schlächter fuhr er zwischen die Reihen der Schergen Grungras, und wo er ritt, wütete der Silberne Tod unter den Schwarzen Reitern. Nicht müde wurde seine Hand, nicht weniger unerbittlich der Arm, den sein Schwert führte. Seine Truppen zogen hinterher und trotzen dem Terror von Zuchturs Armee. Sie wüteten mit der Grausamkeit des Hasses unter den Feinden.

Da tauchte Zuchtur unmittelbar vor Hadrubal auf. Hadrubal gab seinem Hengst die Sporen. Mit drei Streichen hieb er die Reiter nieder, die noch zwischen ihm und dem Hauptmann Grungras waren, dann sprang er vom Pferd. Mit einem mächtigen Sprung stach er den

Hengst Zuchturs nieder. Zuchtur stürzte. Im nächsten Augenblick war Hadrubal über ihm. Sein Schwert sauste auf den Hünen nieder. Doch noch bevor die Klinge das Haupt des Feindes traf, schleuderte Zuchtur seine Kette um Hadrubals Hals und riss ihn nieder. Dann sprang er auf Hadrubals Hengst und gab dem Pferd die Sporen. Aber Eangor, das Streitross Hadrubals, bäumte sich wie wild auf und schlug mit den Hufen. Es biss um sich, und Schaum war vor seinem Maul. Da hieb Zuchtur mit der Schwarzen Peitsche auf Eangor ein. Das Tier blutete aus Wunden wie von reißenden Eisenkrallen. Im nächsten Moment war Hadrubal hinter Zuchtur auf dem Rücken seines Hengstes und stieß dem Hünen sein Schwert in den Rücken. Zuchturs Schrei erschütterte die Mauern der Stadt, und sie barsten entzwei. Er stürzte vom Pferd und riss Hadrubal mit sich. Donnernd schlug der Riese auf. Er war auf der Stelle tot. Sein Körper jedoch versank in den Boden.

Plötzlich schossen, wo er gefallen war, schwarze Flammen aus dem Boden empor und schwarzes Feuer breitete sich über die Stadt aus. Weiter und weiter drang es vor. Ein Flammenmeer verschlang Freund und Feind. Die Weißen Reiter flohen in die unterirdischen Vorratskammern. Sie konnten gerade noch den nachströmenden Schwarzen Reitern entkommen und sich vor den Flammen in Sicherheit bringen. Doch Hadrubal war nicht unter ihnen.

## Der Eiserne Berg

Die Reiter warteten auf einen Befehl Neredars. Sie standen schweigend in großen Kreisen Rücken an Rücken, und Furcht ergriff Besitz von ihren Herzen. Sie waren umgeben von Nebel, der in langsamen Bewegungen lautlos um sie herumkroch. Gespenstern gleich formten sich Gestalten, Erscheinungen im steten Wandel, sich hier verdichtend und dort verflüchtigend, von dünner Transparenz. So tanzten sie in langsam sich windenden Kreisen den Totentanz der Weißen Reiter. So zogen sie in unablässig fließender Bewegung die Kreise eng und enger, bis schließlich ein Meer von Nebelgestalten das Lager Neredars umzingelt hatte. Die Weißen Reiter sahen dem Geschehen in stummer Erstarrung zu. Was sie am meisten entsetzte, waren die Augen der Nebelgeister, diese fahlen, leeren Augen, die keinen Ausdruck der Wärme, kein menschliches Empfinden zu kennen schienen, deren Blick so kalt und eisig war wie die klirrende Kälte dieser Nacht.

Da gab Neredar den Befehl: »Erhebet euch, Reiter von Jonnburg! Zerreißt die Fesseln des Feindes und durchbrecht seine Schranken!«

Neredar stürmte voran, und mit einem Aufschrei, der wie eine Erlösung wirkte, stürzten die Weißen Reiter hinter ihm her. Ihr Schrei erstarb in ihren Kehlen.

Die Nebelgeistkrieger hatten ihre Schwerter gezogen, von denen ein seltsam gräulich-weißer, fahler Schimmer ausging. Sie schritten lautlos auf die Krieger Jonnburgs zu.

Die Männer Neredars hieben ein auf die Armee der Nebelgespenster. Doch entsetzt wichen sie zurück. Ihre Schwerter, ihre Äxte, ihre Messer und Dolche, ihre Speere und Pfeile, sie alle trafen und doch fuhren sie ins Leere. Wieder und wieder schlugen und stießen sie zu, doch nicht ein einziger Nebelgeistkrieger sank nieder. Stattdessen ging nun die Armee der grauen Geistergestalten zum Angriff über. In lautloser Stille fielen sie über die Weißen Krieger her. Einer nach dem anderen wurde von ihnen niedergemacht. Die Nebelgeister um-



schlungen die Reiter und rissen sie zu Boden. Die Schreie der sterbenden Männer Jonnburgs erstickten im Tode noch. Der Nebel verschlang ihre leblosen Körper. Schreckensbleich erstarrten die Reiter Neredars, und lähmendes Entsetzen griff nach ihnen. Doch Neredar riss sie mit sich fort. Ein- ums anderemal stellten sie sich dem feindlichen Heer, wieder und wieder bäumten sie sich auf in einem verzweifelten, aussichtslosen Kampf. Viele waren bereits gefallen, doch das Schlachtfeld entbehrte der Toten, die vom Nebel verschlungen wurden ins Nichts. Die ganze Nacht über tobte die ungleiche Schlacht. Ein dunkler, aschgrauer Morgen zog herauf, doch es war ein Morgen ohne Hoffnung. Neredar lehnte sich erschöpft auf sein Schwert. Er sah sein und das Ende all seiner Männer auf sich zukommen.

Da erbehte der Eiserne Berg und die Erde erzitterte. Ein gewaltiger, mächtiger Schrei drang durch die Luft und erschütterte die Herzen der Männer. Ihre Blicke wandten sich dem Eisernen Berg zu.

Die Gefährten ritten schweigend durch die unterirdischen Stollen. Immer wieder zweigten zu beiden Seiten hin kleinere Nebenstollen ab. Lukas kam sich vor wie in einem Labyrinth. Doch die Eiserne Lore und ihre Schwester, die Silberfelsisse, führten sie sicheren Schrittes. Nach einiger Zeit begann der Weg, steil bergan zu steigen. Lukas merkte, dass Arafax Mühe hatte weiterzugehen. Doch mehr noch als das schwere Gewicht des Steines schien Lukas eine Kraft und Macht von dem Stein auszugehen, die zu tragen er nicht länger in der Lage war. Zunächst kaum erahnbar, so hörte er nun deutlich Stimmen, die ohne Unterlass sprachen, ein Chor von Stimmen, der sich in einem unendlichen Tanz mit sich selbst befand, ein Chor ohne Ende, immer und immer wieder Schreie aus unendlicher Ferne, leise Schreie der Qual, der Leiden, der Verzweiflung, Schreie des Entsetzens, Schreie des Todes. Er sah Gestalten in gräulich nebligen Gewändern, die Nebelschwaden gleich um ihn herumtanzten. Sie schlängelten ihr Band um

Arafax' Beine und stiegen langsam hoch, Fesseln gleich sich um die Läufe des großen Hengstes in unablässigem Kreisen windend. Aus der Tiefe, so schien es ihm, hörte er das weit entfernte Heulen eines Wolfes, das schauerliche Geheul eines steinernen Untiers. Und er wusste, dass es auf der Suche war. Er wusste, dass es die Spur gefunden hatte. Er wusste, dass es die Verfolgung aufgenommen hatte und dass es nur ein Ziel hatte: ihn, Lukas, den Steinträger. Gleichzeitig rissen ihn mächtige Wogen fort, weg von den Gefährten, einem Sog gleich durch die unterirdischen Stollen dem Eisernen Berg entgegen. Arafax wieherte und stieg in die Höhe. Lukas rutschte zur Seite hin ab und stürzte zu Boden. Die Gefährten waren sogleich bei ihm. Trunde nahm das lederne Band mit dem Stein und betrachtete ihn nachdenklich: Tief in Inneren des Steines war noch sehr klein und weit entfernt das Gesicht eines Wolfes zu erkennen. Seine Züge waren steinern. Er sprang in mächtigen Sätzen dahin und entschwand zur Seite. Trunde übergab den Stein der Silberfelisse und sagte: »Auch wenn es Lukas nicht gut geht, wir dürfen nicht anhalten.«

Sie legten Lukas auf Arafax Rücken und wollten ihn festbinden. Doch da sagte er: »Es ist wieder in Ordnung. Mir geht es schon viel besser, wo ich den Stein nicht mehr trage.« Tatsächlich erholte sich Lukas rasch wieder, und sie konnten weiterziehen.

Die Silberfelisse nahm den blauen Stein, doch ihr Pferd vermochte ihn nicht zu tragen. Es stellte sich heraus, dass außer Arafax, dem König der Wildpferde, kein anderes Pferd den Stein zu tragen vermochte. So mussten sie ihren Weg zu Fuß fortsetzen. Die Silberfelisse trug tapfer den blauen Stein und schritt anfangs mächtig aus. Doch nach und nach erlahmten ihre Kräfte. Sie übergab den Stein der Eisernen Lore. Auch sie strebte zu Beginn raschen Schrittes den Stollen entlang auf den Ausgang zu, der nach den Aussagen der beiden Schwestern nicht mehr weit entfernt sein konnte. Doch auch ihre Schritte wurden zusehends langsamer. Schließlich mussten sie anhalten. Lukas wollte gerade wieder den Stein übernehmen, als Isek vortrat. Und es war Isek, der

den Stein länger trug als zuvor die Silberfelisse und die Eiserne Lore. Von weit her war das Heulen eins Wolfes zu hören. Es drang den Gefährten durch Mark und Bein. Ein lang anhaltendes, grässlich grausames Heulen echote hinter ihnen her durch die unterirdischen Stollen.

»Das ist Worg, der Steinerne Wolf Grungras!«, rief Trunde. »Flieht dem Ungeheuer! Flieht!«

Lukas riss Isek das lederne Band vom Hals und sprang auf Arafax. Der schwarze Hengst stieg steil in die Höhe. Er stieß ein mächtiges Wiehern aus und schoss davon. Die anderen Pferde folgten, so schnell sie konnten. Arafax Muskeln bebten, seine Flanken zitterten. Schaum stand dem König der Wildpferde vor dem Maul. Mit mörderischer Kraft zog der Stein ihn nieder. Sein Reiter schien einer Zerreißprobe ausgesetzt. Der Hengst bäumte sich auf und trotzte den Gewalten. Wie ein Pfeil schoss er aus dem Stollen heraus ins Freie. Blut troff von seinen Nüstern, und er verdrehte die Augen. Doch wie von Geisterhand zurückgehalten kam der König der Wildpferde zum Stehen. Der Stein leuchtete hell und heller. Sein weißes Licht durchdrang den Nebel, der die Gefährten umgab. Der Nebel nahm Gestalt an. Die Nebelgeistkrieger zogen ihre Kreise um die Gefährten und schlossen sie ein. Sie sprangen ab und zogen ihre Waffen. Erstickte Schreie drangen an ihre Ohren. Das Licht des Steines gab den Blick frei auf die fallenden Krieger Neredars.

»Neredar!«, schrie Trunde auf.

Siramee und Isek stürzten auf die Nebelgeistkrieger zu. Ihre Schwerter schlugen zusammen mit den fahlen Lanzen der Geister. Jannis und Horim durchbohrten zwei feindliche Krieger mit ihren Schwertern, doch sie stießen ins Leere. Die Silberfelisse warf ihren mächtigen Speer, doch er sauste durch die Feinde hindurch wie durch Luft. Die Eiserne Lore schwang ihre gewaltige Streitaxt, doch sie ging ins Leere.

Da nahte aus den Lüften ein weißer Adler, mächtiger als je einer gesehen wurde. Einem Sturmwind gleich schoss er zu Lukas herab. Lukas erinnerte sich an seinen Traum. Im nächsten Moment schwang er sich auf den

Rücken des großen Vogels. »Schon einmal bin ich dir im Traum begegnet«, sagte er.

»Du hast mich gerufen«, antwortete der König der Lüfte.

»Im Traum war es der Eiserne König, der mich rufen ließ«, entgegnete Lukas. »Bringe mich zu ihm.«

Da erhob sich der Adler in die Lüfte. Höher und höher stieg er. Näher und näher kam der Eiserne Berg. Sein schneebedeckter Gipfel erhob sich über dem Meer des Nebels in blutig-rottem Schein. Der Sonne entgegen stieg der König der Lüfte und war sich der Last, die er trug, kaum gewahr. Auf dem Gipfel des Eisernen Berges setzte er Lukas, den Steinträger, ab. Das gleißende Licht des Steins überstrahlte die Sonne. Mit gewaltiger Kraft riss der Stein Lukas mit sich fort. Er stürzte, wurde weitergerissen, torkelte, stolperte, wurde weggefegt wie ein Blatt im Sturm, hinein ins Innere des Eisernen Berges, die endlosen Stufen hinab, hinunter in zahllosen Windungen in die Tiefe des Berges, tiefer und tiefer und immer noch tiefer, weiter über Stege, hinweg über Schluchten und Untiefen, hinunter entlang des Eisernen Tores dem Chor der Stimmen entgegen, dem immerwährenden Tanz des Lichtes zustrebend, hinab bis auf den Grund, durch den Rundbogen, hinein in das Innerste des Berges, eintretend in die Heilige Halle, die Gruft der Könige.

Mit einem Mal erlosch der Sog und eine große Ruhe erfüllte Lukas' Herz. Er wusste nun, was er zu tun hatte. Zu seinen Seiten lagen die Gräber der Könige. Vor ihm, am Ende des Saales stand ein Thron aus Marmor. Auf dem Thron saß eine Gestalt. Lukas schritt langsam darauf zu. Er kniete nieder und sah zum Eisernen König auf. Ein schwarzer Dolch steckte in seinem Herzen. Lukas erhob sich. Er umfasste den Dolch und riss ihn heraus.

Da öffnete der Eiserne König die Augen. Er erhob sich und richtete sich zu voller Größe auf. Aus seinem Mund ertönte ein mächtiger Kriegsruf:

Erhebt Euch Gebeine der Ehernen Väter  
Erhebet die Schwerter zum Kampfe  
Zum Schutze des Lebens  
Zum Schutze des Friedens!

Der Eiserne König stieg zu Pferde und blies ins Horn. Der Eiserne Berg erbebte. Aus den Gräbern aber standen die Toten auf. Die Könige Jonnburges aus alten Zeiten erhoben sich und mit ihnen die gefallenen Krieger Isenburges und Jonnburges. Ihre silbernen Rüstungen funkelten im gleißenden Lichte des Steines. Eine ganze Armee setzte sich in Bewegung, dem Ausgang der Heiligen Halle zu, aus den Tiefen des Berges dem Lichte des Tages entgegen.

Lukas schritt auf den Altar zu. Dort standen die drei Schreine der Kronen, doch der rechte Schrein, der zuvor die Schwarze Krone geborgen hatte, war leer. Lukas zuckte zusammen. Er stürzte auf den linken Schrein zu und riss die Türe auf. Er holte die Goldene Krone und legte den Stein in die Öffnung. Die Goldene Krone erstrahlte in gleißendem Licht. Lukas hörte eine Stimme, die ihm befahl: »Mache dich auf zum Mirrewald und bringe der Königin ihre Krone! Zögere nicht! Mache dich auf, ehe es zu spät ist, zu spät ist, zu spät ist ...«

Er rannte durch den Saal, dem Ausgang entgegen, die Stufen hoch, höher und höher, erneut die endlosen Windungen im Inneren des Berges hinauf. Er erreichte die Pforte nach draußen zum Gipfel. Nebel lag auf dem Berg, doch die Gestalten der Nebelgeister flohen vor ihm. Er erblickte Wirna. Er schwang sich auf den Königsadler und gab den Befehl: »Zum Mirrehaus, so schnell du kannst!« Wirna erhob sich und flog mit mächtigem Flügelschlag davon.

Der Kriegsruf des Eisernen Königs hallte wider in den Schluchten des Eisernen Gebirges. Heraus aus dem Großen Tor des Eisernen Berges ritt der König, und auf seinem Haupte war die Eiserne Krone. In seiner rechten hielt er das Schwert Irimir, das einst in den Schmiedeesen der Eisernen Lore und Silberfelisse im Feuer gehär-

tet worden war. In der linken hielt er eine mächtige Streitaxt. Ihm zu Seite ritten die Wächter des Eisernen Tores, und der Anblick der Größe ihres Zornes war furchterregend. Ihnen folgten die mächtigen Könige Jonnburgs aus vergangenen Zeiten, dahinter die Bannerträger, und einem riesigen Schatten gleich die Armee der gefallenen Weißen Reiter.

Neredar und seine Krieger starrten in ungläubigem Staunen auf die herannahende Armee. Plötzlich sahen sie, dass ihnen, Angesicht zu Angesicht, die auferstandenen Toten gegenüberstanden. Neredar aber erkannte seinen Vater, den Eisernen König, und seinen Bruder Hadrubal, und Trauer erfüllte sein Herz.

Die Armee der Schattenkrieger ging zum Angriff auf die Geister des Nebels über. Das Schwert des Eisernen Königs entflamte in gleißend hellem Licht und blendete Freund und Feind. Es durchbohrte das Herz des ersten Nebelgeistkriegers, und seine Flamme löschte das gespenstische Wesen des Nebels aus. Die Flammenschwerter der Könige Jonnburgs durchfuhren wie ein Feuerwind die körperlosen Gestalten der Nebelgeister und vernichteten einen nach dem anderen. Mit jedem getöteten und stumm verlöschenden Nebelgeistkrieger verlor der Nebel an Undurchdringlichkeit, mit jedem niedergemachten Feind hellte sich der Tag auf. Lautlos spielte sich der Kampf ab. Grauen erfasste die Truppen Neredars. Doch zugleich wuchs ihre Hoffnung, denn unerbittlich, wie mit eiserner Faust zerschmetterten die Schattenkrieger die feindliche Armee, schlugen große Breschen in ihre Reihen und löschten immer wieder, ohne Unterlass einen nach dem anderen der Nebelgeister aus. Stunde um Stunde tobte die Schlacht und immer heller, immer klarer erstrahlte die heraufziehende Sonne, bis schließlich auch der letzte der Nebelgeistkrieger verlosch. Da senkte der Eiserne König das Schwert und blies in das Silberne Horn. Die Armee der Schattenkrieger sammelte sich. Mit dem Eisernen König an der Spitze traten sie den Rückzug zum Eisernen Berg an und entschwanden den Blicken Neredars und seiner Krieger. Fassungslos stand die Armee Neredars da. Die Ge-

schehnisse muteten ihnen an wie Traumgespinste aus einer unwirklichen Welt.

Ein kleiner Trupp Reiter bewegte sich auf Neredar zu. Und Neredar erkannte Trunde, seine Schwester, und Horim, den alten Priester, und er weinte.

Trunde schritt auf ihn zu und umarmte ihn: »So haben die Toten die Lebenden gerettet. Lasst uns zu unserem Vater gehen.«

Neredar nickte stumm.

Zusammen mit Horim machten sie sich auf den Weg zum Eisernen Berg. Für die Völker der Schnittersteppe, des Klarwasserseenlandes und des Grünlandes schlossen sich ihnen an: Siramee, Jägerin der Schnittersteppe, Jannis, des Fischerjans Sohn, und Isek der Sohn des alten Frieder. Langsam gingen sie auf das Eiserner Tor zu. Die Pforte zum Inneren des Berges lag offen vor ihnen. Sie entzündeten Fackeln und traten ein. Trunde ging voran. Schweigend folgten ihr die anderen. Die Königstochter und Meisterin der Barden ging langsamen Schrittes den Weg in die Tiefe. Sie erreichten den Grund und traten ein in die Halle der Väter und Vorväter, die noch keiner von ihnen zuvor betreten hatte. Ehrfürchtig und feierlich schritten sie durch die Halle. Zu ihren Seiten lagen die Gräber der Könige. Auf jedem Grab leuchtete eine Flamme. Es herrschte Stille. Trunde ging auf den Thron aus Marmor zu und beugte das Knie. Vor ihr lag ein gläserner Sarg, in dem ihr Vater, der Eiserner König, ruhte. Die Züge des Königs waren entspannt und zeigten die Ruhe des Friedens. Die Gefährten senkten das Knie und gedachten schweigend des toten Königs.

Doch in das Gedenken an den Herrscher der Weißen Reiter drang von Ferne Waffenlärm, und das Heulen eines Wolfes war zu vernehmen. Siramee, Isek und Jannis sprangen auf.

»Die Armee der Schwarzen Reiter hat den Eisernen Berg erreicht!«, rief Siramee.

»Und mit ihr ist Worg, der Steinerner Wolf Grungras!«, schrie Jannis auf.

»Mein Platz ist an der Seite meines Vaters, des Königs«, sprach Trunde. »Und der meinige auch«, sagte Neredar.

Horim nickte.

»Du, Siramee, übernimm die Befehligung der Truppen Jonnburgs«, sagte Trunde. »Ich weiß, dass sie bei dir in besten Händen sind.«

Siramee war schon aufgesprungen. Zusammen mit Isek und Jannis stürzte sie dem Ausgang der Halle entgegen, empor zum Eisernen Tor.

Die Truppen Neredars verharrten noch in Verwunderung über die Ereignisse der Nacht, als sie plötzlich angegriffen wurden. Die Schwarze Armee Grungras fiel über die Krieger Neredars her. Diese fluchten dem neuen Feind. Müde und erschöpft waren sie an Geist und Körper, nicht willens und fähig, weiter zu kämpfen. Ygral, der Schreckliche, Ungeist und Hauptmann Grungras, trieb seine Truppen zum Sturm an, und der Terror seines Schwertes wütete unter den Weißen Reitern. Schon bald sahen sich die Männer Jonnburgs wieder in einer verzweifelten Lage. Der übermächtige Feind schlug ein- ums anderemal grausame Breschen in ihre Reihen. So tapfer sie auch zu kämpfen versuchten, so war es doch nur eine Frage der Zeit, bis sie von den frischen Truppen Ygrals aufgerieben würden. Mitten in der Schlacht wütete Worg, der Steinerne Wolf Grungras, wie ein Unwetter. Sein schauerliches Geheul über-tönte den Schlachtenlärm. Das Untier richtete ein Blutbad unter den Truppen Neredars an. Die Schwarze Armee hatte sie umzingelt. Es gab keinen Ausweg mehr für die Weißen Reiter.

Da hallten die Schluchten des Eisernen Gebirges wider vom Klang zahlreicher Schlachtenhörner. Das Echo vervielfältigte die Laute zu gewaltiger Stärke. Den Schergen Ygrals brauste es in den Ohren. Sie wandten sich dem neuen Gegner zu. Heran stürmte Kuskocck, der jugendliche Held. Hinter ihm folgten die Armeen des Grünlandes, des Klarwasserseenlandes und der Südöstlichen Heide. Wie ein Sturmwind fuhr der lockige Held zwischen die Schwarzen Reiter, und sein Schwert



sauste hernieder wie der Blitz. Neben ihm ritten der alte Frieder, der Fischerjan und die Jäger der Schnittersteppe. Mit Macht schwang der alte Frieder die Sense, und wo sie schnitt, da fielen die Feinde zu Hauf. Mit unzerreißbarer Härte fingen die Netze des Fischerjan unzählige Schergen Grungras und machten ihnen den Garaus. Die Pfeile der Jäger der Schnittersteppe schwirrten durch die Luft und trafen ihr Ziel tödlich. Die Lassos der Jäger brausten über die Schwarze Armee hinweg und rissen die feindlichen Krieger zu Boden.

Ein Reiter stürmte voran. Sein blondes, lockiges Haar flog zur Seite. Seine graublauen Augen hatten ihr Ziel fixiert. In seiner Hand hielt er einen großen Speer. Mit einem mächtigen Wurf schleuderte er ihn auf das anvisierte Ziel. Krachend schlug das Geschoss auf und zertümmerte das Schild Ygrals. Isek, des alten Frieders Sohn, sprang ab von Bjelafar und stand im nächsten Augenblick dem schrecklichen Ungeist Auge in Auge gegenüber.

»Was willst du hier, du Wurm?!«, fuhr Ygral ihn an.  
»Ich werde dich zertreten!«

Doch Iseks Hand fuhr hervor, und sein Dolch durchbohrte, noch ehe die Worte Ygrals verklungen waren, seine Kehle. Röchelnd sank der Riese nieder. Da vernahm Isek in seinem Rücken ein grausiges Knurren. Blitzschnell fuhr er herum und wandte sich seinem neuen Feind zu. Worg, der mächtige Steinerner Wolf sprang auf ihn zu. Doch noch im Sprung warf sich ein Körper dazwischen. Und Isek erkannte seinen Vater, den alten Frieder. Lähmendes Entsetzen befahl ihm. Der alte Frieder wurde von der Gewalt des Aufpralls zu Boden geworfen. Der graue Steinerner Wolf war über ihm und ein schauerliches Heulen entfuhr seiner Kehle. Für einen kurzen Moment blickte Isek in die Augen des gräulichen Untieres und sah den Tod seines Vaters in den Untiefen des riesigen Wolfes besiegelt. Er wandte sich ab und schloss die Augen. Ein fürchterliches Krachen drang an sein Ohr, und er zuckte zusammen. Er riss das Schwert aus der Scheide und stürzte sich auf den Wolf. Doch im selben Moment wurde das Untier hinweggeris-

sen und flog durch die Luft. Das Lasso Kuskoccks hielt den Kopf des Ungeheuers umschlungen, und die Gewalt des mörderischen Galopps seines Hengstes riss den Steinernen Wolf mit sich. Doch Worg war stark, sehr, sehr stark. Er brauchte nicht zu fürchten, dass, welcher Hengst auch immer, ihn weiter mit sich fortzuziehen vermochte. Da sah er, was der Reiter vorhatte, und Angst und Schrecken durchfuhren ihn. Er, der Grausame, der nie ein Gefühl des Mitleides, der Angst gehabt hatte, zitterte am ganzen Körper, denn er sah sich einem Gegner gegenüber, der ihm in seiner Entschlossenheit, in seiner Unerbittlichkeit, bis zum Äußersten zu gehen, überlegen war. Mit aller Macht versuchte der Steinerne Wolf, sich gegen die Gewalt zu stemmen, die ihn mit sich fortriss. Sein steinerner Körper erzitterte, und seinem Rachen entfuhr ein schauerliches Heulen. Der Reiter vor ihm hielt auf den Abgrund einer Schlucht zu und jagte über den Rand hinaus. Einen Moment lang schien Kuskocck in der Luft zu stehen, dann stürzte er hinab in die Schluchten des Eisernen Gebirges und riss das Steinerne Untier mit sich. Doch mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung sträubte sich der Körper des großen Wolfes. Sein steinerner Leib spannte sich, er bekam Risse und zerbarst mit einem fürchterlichen Knall in tausend Stücke. Die Krieger wandten sich ab in grau-sigem Entsetzen.

Am Boden lag der alte Frieder. Sein Sohn kniete neben ihm. Isek beugte sich hinunter zu seinem Vater. Der alte Frieder öffnete die Augen und sprach: »Mein geliebter Sohn. Ich bin auf den Tod verwundet. Nun kehre ich zurück zur Erde. Nimm zum Abschied meinen Segen. Ich sterbe in Frieden.«

Isek nahm den Leichnam seines Vaters und trug ihn fort. Um ihn herum tobte die Schlacht, doch er war ihrer nicht mehr gewahr. Er schritt langsam dahin und entfernte sich. Mehr als einmal sorgten die Gefährten dafür, dass er am Leben blieb. Er durchschritt die feindlichen Linien und gelangte hinter sie. Und weiter ging er, immer weiter, durch die Pforte trat er ein ins Innere des Eisernen Berges. Langsam schritt er die Stufen hin-

ab zur Heiligen Halle der Könige. Dort legte er den Leichnam seines Vaters auf eine Bahre. Er entzündete ein Licht und stellte es dem toten Vater zu Seite. Dann kniete er nieder.

Da bebte die Erde und der Eiserne Berg erzitterte. Ein Krachen und Brausen erfüllte die Lüfte. Ein Grollen kam aus den Tiefen der Erde. Der Gipfel des Eisernen Berges schwankte wie ein Baum im Sturmwind. Schwarze Flammen schossen aus dem Boden und schwarze Blitze fuhren vom Himmel herab. Mit einem gewaltigen Knall zerbarst der Gipfel des Eisernen Berges in abertausende von Stücken. Von Westen her kam eine Dunkelheit auf die Krieger zugekrochen und drohte, nach ihnen zu greifen.

## Die Schwestern

Hoch oben im Turm stand die Schwarze Zauberin am Fenster und sah hinaus nach Osten. Nebel umgab sie, doch ihr Blick durchdrang die Weiten, die in undurchsichtige Schwaden gehüllt vor ihr lagen. Ihr Geist brüdete über den Dingen, die sie erwartete. Da klopfte es an der Tür:

»Herein«, rief sie.

Die Tür öffnete sich und Histur trat ein.

»Bringst du mir das, was zu bringen dein Auftrag war?«, fragte Grungra und sah ihn durchdringend an.

Histur machte eine tiefe Verbeugung und überreichte wortlos den Gegenstand, den er in seinen Händen hielt. Grungra nahm die Schwarze Krone entgegen. Dann schickte sie Histur fort. Eine Zeit lang betrachtete sie die Krone. Dann schritt sie zum Spiegel. Der Spiegel zeigte das Antlitz der Zauberin. Sie setzte die Krone auf und sprach:

Geist der Nebel

Geist der Nacht

Geist der Tiefe vernichtender Macht

Zeige dein Antlitz in des Spiegels Glanz.

Die kristallklare Oberfläche des Spiegels begann, sich zu trüben. Die Schwarze Zauberin fuhr fort:

Geist des Raumes

Geist der Zeit

Geist des Nicht-Seins in Ewigkeit

Werde Gestalt durch der Krone Gewalt

Nebelschwaden bildeten sich in den Tiefen des Spiegels und zogen ihre Spiralen. Der Spiegel verdunkelte sich, und es wurde Nacht. Sterne leuchteten am Firmament und begannen, in Kreisen sich zu drehen. Schneller und schneller wirbelten sie im Rund dahin und gaben den Blick frei auf ein Auge der Dunkelheit, der Finsternis, schwärzer als die tiefste Nacht, eine undurchdringliche

Untiefe, die sich zu nähern begann. Sie zog über die Sterne hinweg, und ihr Licht erlosch. Sie kam näher und näher einem gewaltigen Sturmwind gleich, doch unhörbar, unsichtbar. Sie durchdrang die Oberfläche, und der Spiegel zerbarst lautlos in tausend Stücke und verschwand im Nichts.

Sie durchflutet den Raum und wächst zu einem Schatten, höher und höher, zu einem riesigen Schatten:

Kreisend  
Schleichend  
Auf und nieder  
Sich nähernd von hinten  
Unheimlich und drohend  
Ergreifend Besitz  
Von der Schwarzen Krone

Die Krone erblüht in schwarzer Glut  
Sie senkt der Trägerin Haupt  
Sich eingrabend  
Zerschmelzend

In Qualvollem Schmerz  
Der Schrei des Todes  
Von den Lippen  
Der Dienerin  
Des Bösen  
Entfahrend

Der Königin Haupt  
Nun bekränzt mit der Krone  
Aus elfern Gebein

Im nichtenden Feuer  
Die Nichterin Träger  
Des Zeichens  
Vernichtender Macht  
Ihres Wesens

Feuer  
Feuer überall  
Feuer fressend  
Der Dienerin Leib

Feuer vernichtend  
Feuer springt über  
Auf alles herum  
Es tanzt auf und nieder  
Den Tanz der Vernichtung

Schwarzmirre dreht den Ring des Ortes  
Schwarzmirre dreht den Ring der Zeit  
Schwarzmirre ist beim Orakel  
Schwarzmirre ist beim Eisernen Berg  
Schwarzmirre ist überall und immerdar

Wo aber ist Weißmirre  
Zu Widerstehen  
Der Nichterin Werk?

Der Königin Haupt  
Ist noch nicht gekrönt  
Der Träger des Steins  
Erst bringt Ihr die Krone  
Insignium der Macht  
Des Ewigen Seins

Er fliegt auf dem Rücken  
Des Königs der Adler  
Durch die Lüfte entgegen  
Der Königin zu  
Mit mächtigen Schwingen  
Dem Ziele entgegen  
Sich nähernd dem Mirrewald schon  
Schon stürzt er hinab auf die Erde zu

Der Träger des Steins  
Dem Hause entgegen  
Dem Hort seiner Kindheit  
In Eile zustrebend  
Die Goldene Krone  
Der Königin gebend

Mirre setzt die Krone auf ihr Haupt  
Mirre ist Weißmirre  
Weißmirre dreht den Ring des Ortes  
Weißmirre dreht den Ring der Zeit  
Weißmirre ist beim Orakel  
Weißmirre ist beim Eisernen Berg  
Weißmirre ist überall und immerdar

Die Schwestern stehen nun  
Von Angesicht zu Angesicht  
Sich schweigend gegenüber  
Betrachtend einander  
Sich erstmals gewahrend  
Nun Auge in Auge  
Und alles steht still

Das Rad aller Zeiten  
Sich ewig geschwungen  
Es hält nunmehr inne  
Im Lauf aller Dinge  
Sich nun nicht mehr drehend  
Für alle Zeit stehend

Der Nebel des Schweigens  
Erfüllt nun den Raum  
Den Raum aller Räume  
Den Raum aller Zeiten

Nur langsam und leise  
Erhebt sich die Stimme  
Zu schlagen die Brücke  
Zur anderen hinüber

»O Schwester, du Holde  
Wie schaust du mich an  
Als hätte ich dir  
Ein Leid getan«

»So hab' ich dich endlich  
Du elendes Wesen  
Verswendest dich ständig  
Im Wesen des Seins  
Des Lebens, Gebärens  
Erbärmlicher Wesen  
Nicht würdig geworden  
Gewesen zu sein  
Was glaubst du dich ständig  
Veräußern zu müssen  
In der Wirklichkeit  
Sinnlos absurden Schein  
Du meinst wohl  
Der Werte Erzeuger zu sein  
Verwerfe die Schöpfung  
Und all diese Wesen  
Und suche das Ende  
Des menschlichen Seins  
Ergib dich dem Dunkel  
Der Nichtung des Lebens  
Und suche die Welten  
Des Todes als dein«

»O Schwester, was trachtest  
Du mir nach dem Leben  
Denn nur durch das Sein  
Form ich auch Gestalt  
Und kannst du nicht sehen  
Den Sinn allen Lebens  
Die Liebe, die Freude  
Die sinnlich Gestalt  
Das Wirken in Einheit  
Zusammen in Frieden  
In Glaube und Hoffnung  
Auf Ewigkeit



Und willst du zerstören  
Was alles errichtet  
Warum nur, o Schwester  
Tust du mir das an«

»Mein Wesen ist nichtend  
Erzeugend das Nichts  
Den Tod und die Qualen  
Der Finsternis Nacht  
Warum nur, warum nur  
Was stellst du für Fragen  
So bin ich gewesen  
Seit Anfang der Zeiten  
Die es niemals gab  
Und nicht geben wird  
Denn ich bin weder  
In Raum noch in Zeit«

Schwarmirre dreht den Ring der Zeit  
Schwarzmirre dreht den Ring des Ortes

Pech und Schwefel  
Fallen vom Himmel  
Sie fallen überall  
Und allerorts  
Sie fallen immerdar  
Und immer schon  
Sind sie gefallen  
Und immer  
Werden sie fallen

Feuer fällt herab  
Es fällt immerdar  
Und immer schon  
Ist es gefallen  
Und es wird  
Allzeit fallen  
Herab auf die Menschen  
Herab auf das Leben  
Zu gründen die Leiden

Die Schreie der Lebenden  
Die stummen Schreie  
Der Toten  
Die Zeugen waren  
Des Lebens  
Die Zeugen waren  
Des Feuers  
Der Vernichtung  
Die Schreie der Zeugen  
Verhallen im Nichts  
Im Nichts des Raumes  
Im Nichts der Zeiten  
Im Nichts der Welten  
Von niemand gehört

Denn die  
Die nicht sahen  
Sind auch nicht bereit  
Zu hören die Schreie  
Die Schreie der Stummen  
Sie rufen ihnen zu  
Im Chor der Geweihten  
Dem Tode Geweihten  
Der lebendigen Toten  
Der Väter Gebeine  
Zu hören die Mahnung  
Aus dem Feuer der Zeiten  
Dem ewigen Feuer  
Der Nichter Werk

Die Nichter erstehen  
Aus Schwarzmirres Wesen  
Sie waren  
Sie sind  
Sie werden stets sein  
Sie legen als Diener  
Die Welt in Ketten  
Sie plündern  
Sie morden  
Sie foltern das Sein

Dem Hasse ergeben  
In gelblichem  
Bräunlichem  
Rötlichem  
Schein  
In dunkelster Nacht  
Die Menschen zu brechen  
Zertreten die Werte  
Zertreten das Leben  
Zu brechen und brechen  
Und immerzu brechen

Und Schwarmirre dreht  
Und dreht den Ring  
Den Ring aller Räume  
Den Ring aller Zeiten  
Den Ring ihres schwarzen  
Vernichtenden Wesens

Es dreht sich ein Wirbel  
Und dreht sich und dreht sich  
Schneller und schneller  
Erbarmungslos schneller  
Und immer schon drehend  
Und immer noch schneller  
In Ewigkeit drehend  
Und ohne Erbarmen

Und Weißmirre spricht:

»Ich bin das Sein  
Und ich bin die Liebe  
Die Flügel der Seele  
Des menschlichen Seins  
Ich werde gebrochen  
Ich werde zertreten  
Vernichtet soll werden  
Zerbrechlich Gestalt  
Warum nur, o Schwester  
Tust du mir das an

Was, o was  
Habe ich nur getan  
Ich war doch so liebend  
So fühlend und gebend  
So leichtfüßig schwebend  
So hingabevoll  
Dem Flusse der Liebe  
Mich seelisch ergebend  
So strömte ich  
Lieblich Gestalt dahin  
Zu stillen den Durst  
Der sehnennden Herzen  
Zu heben den Geist  
In liebendes Sein  
Zu geben den Menschen  
Die Weite des Raumes  
Die Weite der Liebe  
In ewiger Zeit  
Die Wärme des Herzens  
Dem Lichte entgegen  
So sehr erfüllend  
Das sinnliche Sein  
Zugleich und dadurch auch  
Dem Leben verbunden  
Dem Leben in Sinn  
Und gestaltlichem Sein  
Die Liebe war immer schon  
Wird ewig sein  
Sie ist nicht zertretbar  
Ist härter als Stein  
Und weicher als Wasser  
So perlend frisch  
Der Strom fließt weiter  
Er endet nicht«

»Du bist schon vernichtet  
Als die, die du warst  
Du bist dir darüber  
Nur noch nicht klar  
Ich hab' dich berührt  
Das ist tödlich für dich  
Geliebte Schwester  
Wie auch für mich«

»Das gilt für uns beide  
Doch nicht für die Menschen  
Denn in ihren Herzen  
Da leben wir fort«

Die Schwestern sie drehen  
Den Ring aller Räume  
Den Ring aller Zeiten  
Den Ring aller Weiten  
Sie tanzen umschlungen  
Den endlosen Tanz  
Sie fassen einander  
In ewigem Kampf  
Sie durchmessen die Zeit  
Sie durchschreiten den Ort  
Sie schwinden dahin  
Sie schweben hinfort

## Die Freunde

Erst jetzt sah er, was unter ihm geschehen war. Erst jetzt sah er bewusst, was sich unter ihm ausbreitete.

Auf dem Hinflug war sein einziger Gedanke gewesen, so schnell wie möglich das Mirrehaus zu erreichen, um Mirre die Goldene Krone zu bringen. Die Krone, der Stein, eine Stimme, alles zugleich hatte ihn mit Macht zur Eile gedrängt. Er hatte sich bedroht gefühlt, bedroht von einer schrecklichen Gefahr. Er hatte sie nicht greifen können, nicht begreifen können. Er hatte erkannt, dass sie in Form einer Dunkelheit von Nordosten her ihm folgte, ihm unerbittlich folgte und, so mächtigen Flügelschlags der Vogel, der ihn trug, auch flog, langsam, Stück für Stück, lautlos schleichend hinter ihm herkroch und näher kam, immer näher kam und nun, da er die ersten Ausläufer des Mirrewaldes überflog, bereits ihre Finger verschlingend nach ihm auszustrecken drohte. In fiebernder Hast war Wirna, der mächtige Weiße Adler des Eisernen Königs, über die Baumwipfel des Mirrewaldes dahingeschossen und hatte das Mirrehaus erreicht. Einem Wirbelsturm gleich hatte sich die Finsternis um das Haus, das im Zentrum seines Auges ruhte, gelegt. Herausgetreten aber war Mirre, und Ihre Gewänder waren in goldenem Glanz erstrahlt, und ihr seidenes Haar hatte in goldenem Schimmer auf den Schultern gelegen. Er war hervorgetreten und hatte ihr die Goldene Krone überreicht. Der Stein hatte in gleißend hellem Licht geleuchtet und er hatte sich geblendet abwenden müssen. Die Königin jedoch hatte sich die Goldene Krone auf ihr Haupt gesetzt und Weißmirre hatte in ihr Gestalt angenommen.

Als er die Augen geöffnet hatte, war alles verschwunden gewesen. Mirre war nicht mehr da gewesen und die Dunkelheit in weiter Ferne entschwunden. Er hatte sich erneut auf Wirna geschwungen.

Der große Weiße Adler flog nun mit langsamen und gleichmäßigen Flügelschlägen zurück zum Eisernen Berg.

Erst jetzt schaute er hin, sah die schrecklichen Bilder der Verwüstung und des stummen Grauens, das ganze Ausmaß der Zerstörung. Über dem blutdurchtränkten Boden lag das rote Morgengrauen der heraufziehenden Sonne. Trauer erfüllte sein Herz, Trauer um Latifee, die er einst geliebt hatte und die auch ihn geliebt hatte, Trauer um den Tod dieser Liebe. Stunde um Stunde verging, bis sie schließlich den Eisernen Berg erreichten und zu den Gefährten zurückfanden.

Panik breitete sich unter den Kriegern Neredars und den Freunden aus. Es schien, als erwachten die Kräfte der Erde selbst, um alles zu verschlingen. Aus dem Westen griff der drohende Arm der Finsternis nach ihnen, schwarzes Feuer züngelte um sie herum und der Boden unter ihren Füßen wankte.

Doch von Osten herkommend erschien ein Licht. Erst matt und verhalten, dann leuchtender, heller und heller strahlte es der heranziehenden Dunkelheit entgegen. In golden-rötlichem Glanz erstiegen der Morgensonne Strahlen die Bahn am Himmel und breiteten sich aus. Sie durchdrangen die Dunkelheit und nahmen ihr den Schrecken. Sie erhellten das Firmament und die Herzen der Menschen, in denen sich erneut Hoffnung ausbreitete, Hoffnung, die ihnen Mut und Kraft gab.

Die Männer Jonnburgs, die Bauern des Grünlandes, die Fischer des Klarwasserseenlandes, die Leute der Südöstlichen Heide, die Jäger der Schnittersteppe, sie alle wurden von dem Licht erleuchtet, das in ihre Herzen drang und sie alle sahen, wie die schwarzen Flammen erloschen und das Heer der Schwarzen Reiter zu Staub und Asche zerfiel. Da erhob sich ein Wind von Osten her, und mit der Frische des Morgentaus blies er hinweg das Heer aus Staub und Asche und zerstreute es. Und die Erde fand ihre Ruhe wieder.

Über ihnen leuchteten die Bilder der Göttinnen, die Bilder Weißmirres und Schwarzmirres, die in unendlichem Tanz, in endlosen Kreisen sich in die raum- und zeitlosen Tiefen des Universums verblassenden Sternen gleich verloren. Andächtiges Staunen ergriff die Men-

schen. Sie schauten zum Himmel empor und verstanden nicht, was sie sahen.

Und Trunde sprach: »Lasset uns errichten ein Mahnmal für die Gefallenen.«

Sie richteten in der Nähe des Eisernen Berges eine Stätte her, an der sie die Gefallenen bestatteten. Und sie gedachten der Toten.

Und Trunde sprach: »Die Göttinnen entschwinden unseren Blicken. Weißmirre, die Göttin des Seins, der wir alle unser Leben zu verdanken haben, aus der alles Dasein hervorgeht, und Schwarzmirre, die Göttin des Nicht-Seins, des Todes und der Vernichtung, haben zueinander gefunden. Sie sind seit dem Anfang der Zeiten und bis an ihr Ende aneinander gebunden, denn sie sind die beiden Seiten eines Ganzen, des ewigen Zyklus von Sein und Nicht-Sein, von Leben und Tod, von Werden und Vergehen, von Wachsen und Zerfallen, von Errichtung und Vernichtung, von Bewahren und Zerstören, dem wir alle zusammen und jeder für sich unterworfen sind. Gedenket des alten Frieder, der im Schoße dessen ruht, was ihm einst Sinn gab. Er ist nun der, die ihm gab, zurückgegeben. Gedenket der Arbeit seiner Hände, die dem Boden des Lebens Gestalt und Sinn gaben. Gedenket derer, die ihr Leben hergaben, um unseres zu retten. Gedenket Kuskoccks, Ferrtoccks, Harrtoccks, Tschiraans und Urrtoccks aus der Schnittersteppe, gedenket Hadrubals, Jaruks und Rudwigs aus Jonnburg, gedenket Latifees aus dem Klarwasserseenland, gedenket der Gefallenen aus Isenburg und Jonnburg und den anderen Ländern, gedenket all derer, die sich opferten für ihr und unser aller Ziel: dem Bewahren von Leben, der Schaffung einer Welt in Frieden, der Ermöglichung sinnvollen Wirkens. Gedenket des Eisernen Königs.«

Noch einmal schlugen sie ein Nachtlager am Fuße des Eisernen Berges auf. Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zogen sie am nächsten Tag gemeinsam nach Jonnburg.

Dort berief Horim, der Älteste Priester, eine Versammlung der Ersten Männer und Frauen der Stadt ein,



und sie krönten Trunde, Königstocher und Meisterin der Barden, zur Königin.

Das Haupt der Königin trug die Eiserne Krone, und sie sprach zu den Versammelten:

»Eure Schmiedestätte, Eiserne Lore und Silberfelisse, war lange Zeit die Waffentruhe unseres Volkes und seiner Könige. So entlasse ich euch aus euren Diensten und gebe euch den Auftrag, Schwerter zu Pflugscharen und Silberrüstungen zu Feldgeschirr zu schmieden, auf dass sie dem Wiederaufbau in Frieden dienen mögen.«

Und zu Isek sprach sie:

»Du Isek, Sohn des alten Frieder, hast ein schweres Los ertragen müssen, und du hast Schuld und Bürde dafür auf dich genommen. Ich sehe dein Herz und weiß um deine Wunden. So sage ich dir dies und gebe es dir mit auf den Weg: Suche deinen Frieden in Freundschaft und in den Früchten deiner Arbeit, und die Liebe in deinem Herzen wird aufs Neue erblühen, schöner und tiefer noch, und sie wird sein wie das schwarze Brot der Erde.«

Zu Lukas hingewandt sprach die Königin:

»Du, Lukas aus dem Mirrewald, der du den Stein Weißmirres getragen hast und auserwählt warst, Träger des Laufs der Dinge zu sein und der du dabei dein Glück und deine Heimstätte verlorst, dir sage ich dies: Du bist nicht allein und du bist nicht heimatlos, denn das, was du für die Menschen getan hast, werden sie dir hoch anrechnen und nicht vergessen. Du hast ein Zuhause verloren und du hast das Glück der Liebe verloren. Doch du hast Sinn gefunden. So biete ich dir an, hier zu bleiben, und, wenn du magst, uns beim Wiederaufbau zu helfen, und so eine neue Heimstätte zu finden.«

Da sprach Siramee:

»Lukas aus dem Mirrewald ist auch bei uns, den Jägern der Schnittersteppe, willkommen.«

»Und auch bei uns wirst du immer ein Zuhause finden«, sagte der Fischerjan.

Lukas antwortete:

»Ich danke Euch allen, meine Freunde. Ich erkenne, dass die Worte der Königin Worte der Wahrheit sind, wie sie es von jeher waren, doch erkenne ich auch, dass mein Zuhause weder in Jonnburg noch in Witfoolt ist, sondern bei der Aufgabe, die ich mir auferlegt habe und die ich erfüllen möchte. Ich werde nach Katfoolt reiten. Dort werde ich versuchen, das Tote Land wieder zum Leben zu erwecken, auf dass es einmal Früchte trage und erblühe. Doch werde ich es alleine nicht schaffen. Unter uns ist jedoch einer, dessen Hände in der Lage sind, diese Aufgabe zu bewältigen. Es sind seine eigenen Hände und es sind zugleich die Hände seines Vaters, die alleine der Erde das wiedergeben können, was ihr zuvor genommen wurde. Er ist mitten unter uns und zugleich doch entfernt. Doch in meinem Herzen ist er ein Freund. So frage ich dich hiermit Isek, Sohn des alten Frieder, der du immer in meinem Herzen mein Freund warst und es immer bleiben wirst: Lass uns den gemeinsamen Schmerz teilen und lass uns die Ruhe und den Frieden unserer Herzen finden in der Arbeit, die dich von Kindheit dein Vater und später auch mich gelehrt hat, auf dass unsere Hände sein Werk fortsetzen. So frage ich dich hiermit, Isek, willst du mit mir nach Katfoolt gehen?«

Es herrschte Schweigen.

Iseks Blick war gesenkt.

Der Sohn des alten Frieder schritt davon zur Türe. Gebeugten Hauptes ging er hinaus, und die Blicke der Anwesenden folgten ihm nach.

Als er zurückkam, umfassten seine Hände etwas. Er beugte sich und kniete nieder vor der Königin. Er öffnete seine Hände und legte die Erde behutsam zu Füßen der Königin. Einen Moment lang verharrte er unbeweglich.

Trunde nahm die Erde auf und sagte:

»Ich danke dir, Sohn des alten Frieder.«

Und Isek sprach:

»Ich nehme Abschied von dir, Vater. Du hast dein Leben der Erde gewidmet. Im Tode nahm sie dich in

ihren Schoß auf. So lege ich die Erde, die dir Sinn gab, in die Hände der Königin. Und ich werde dein Werk fortsetzen. Ich werde die Erde dem Leben zurückführen durch meiner Hände Arbeit, so wie du es mich lehrtest von Anfang an.«

Er wandte sich zu Lukas hin:

»Ich werde mit dir gehen, Freund.«

Lukas ging auf ihn zu, und sie umarmten sich.

Und die Königin sprach:

»Es ist nun die Zeit gekommen, von einander Abschied zu nehmen, auf dass ein jeder in seinem Land die Wunden der Zerstörung und Vernichtung, welche der Krieg uns schlug, heile. So entlasse ich euch in Frieden und gebe euch meinen Segen mit auf den Weg.«

Am nächsten Morgen nahmen sie Abschied von Jonnburg: die Eiserne Lore und die Silberfelle, Siramee und die Jäger der Schnittersteppe, die Männer der Südöstlichen Heide, Jannis, der Fischerjan und die Männer des Klarwasserseenlandes, Urth, Oser, Kere, Thure und die Bauern des Grünlandes. Und mit den letzteren ritten

Isek, der Sohn des alten Frieder, auf Bjelafar, und Lukas aus dem Mirrewald auf Arafax.

Arafax wieherte.

Ein schwarzer Punkt, der rasch größer wurde, kam ihnen entgegen. Es dauerte nicht lange, da landete Aibur, der Rabe Mirres, auf Lukas Schulter. Lukas begrüßte freudig seinen gefiederten Freund, doch dann fragte er ihn: »Wo um alles in der Welt hast du denn so lange gesteckt?«

»Wir hatten viel zu tun. Aber wir haben es geschafft. Und wir haben es gut gemacht«, antwortete der Rabe. Aibur blinzelte vergnügt in die Sonne hinein, dann fügte er hinzu: »Ihr übrigen auch.«

In der Nacht aber träumte Lukas von Mirre.  
Und er weinte bitterlich.

Und ich hob meinen Blick  
Hinauf zu den Sternen  
Des nächtlichen Himmels

Und von den Myriaden von Lichtern  
Aus den Tiefen des Raumes  
Aus der Ewigkeit der Zeit  
Hörte ich eine Stimme

Sie sang mir das Lied  
Aus den Herzen der Menschen

Und wie im Traume kam  
Schweren Flügelschlags  
Die Liebe meines Herzens  
Zu mir zurück

In Demut nun  
Senke ich mein Antlitz  
Der Erde entgegen

Tränen fallen herab  
Tränken den Boden  
Des Lebens

\* \*

\*



## **Inhalt**

Lukas aus dem Mirrewald 5

Arafax 16

Isek 32

Das Erntefest 47

Grungra 63

Der Fischmarkt von Witfoolt 67

Jonnburg 84

Die Gruft der Könige 99

Das Orakel 102

Latifée 110

Der Ritt der Weißen Reiter 132

Der Steinträger 137

Der Angriff 156

Der Eiserne Berg 160

Die Schwestern 172

Die Freunde 182

## Weitere Literatur- und Musikwerke

Thomas Krug  
Seifengedichte  
ISBN 978-3-8370-0739-8  
Paperback · 52 Seiten · 7,90 €

Thomas Krug  
»Liebesgedichte«  
Paperback · 52 Seiten · 7,90 €

Thomas Krug  
»König Donnerlippe – Der König und die Kerle«  
Vorlesebuch für Kinder ab 5 Jahren  
Paperback · 52 Seiten · 7,90 €

Thomas Krug  
»König Donnerlippe – Der König und die Kerle«  
Hörspiel-CD für Kinder ab 5 Jahren  
46 Minuten Laufzeit  
Jewel Case · 2-seitiges Booklet · 9,80 €

Thomas Krug  
»Still in Love«  
Musik-CD · 10 Songs · Singer-/Songwriter  
38 Minuten Laufzeit  
Jewel Case · 4-seitiges Booklet · 12,90 €

Weitere Informationen zu den Werken gibt es auf der  
Homepage des Autors [www.thomas-krug.de](http://www.thomas-krug.de)

Thomas Krug wurde 1955 geboren und lebt in Köln. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne. Er arbeitet als Schriftsteller (Gedichte, Kinderbücher, Fantasyromane), macht Kinderhörspiele und ist Songwriter und Solointerpret seiner Musik.

## **Impressum**

© 2008 Thomas Krug

Titelbild: Markus Soppe, Issum

Herstellung und Verlag:  
Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN-13: 978-3-8370-4070-8